Ueber den

Kampf der Humanität

gegen die

Schrecken des Krieges.

Von

Friedrich von Esmarch.

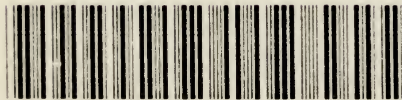
Zweite, umgearbeitete und erweiterte Auflage.

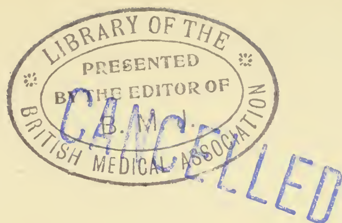
Mit einem Anhang: Der Samariter auf dem Schlachtfelde.

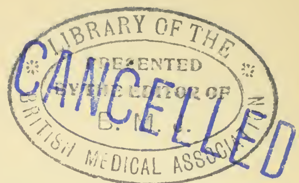
Mit mehreren Abbildungen.



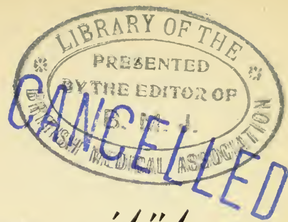
Stuttgart und Leipzig.
Deutsche Verlags-Anstalt.
1899.


22102362304


LIBRARY OF THE
PRESENTED
BY THE EDITOR OF
B. M. J.
BRITISH MEDICAL ASSOCIATION
CANCELLED



Ueber den Kampf der Humanität gegen die Schrecken des Krieges.



Ueber den

Kampf der Humanität

gegen die

Schrecken des Krieges.

Von

Friedrich von Esmarch.

Zweite, umgearbeitete und erweiterte Auflage.

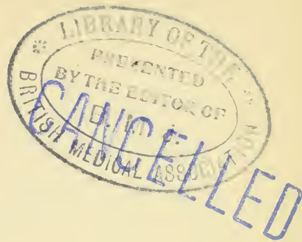
Mit einem Anhang: Der Samariter auf dem Schlachtfelde.

Mit mehreren Abbildungen.



Stuttgart und Leipzig.
Deutsche Verlags-Anstalt.
1899.

Papier und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.



Wenn die großen Errungenschaften des neunzehnten Jahrhunderts aufgezählt werden, so wird nur selten dessen gedacht, was in demselben geschehen ist, um die Leiden der Verwundeten und Kranken im Kriege zu lindern. Und doch wird es vielleicht einmal einen der schönsten Ruhmestitel unsers nun zu Ende eilenden Jahrhunderts bilden, auf diesem Gebiete zum erstenmal Wandel geschafft und trostlosen Zuständen ein Ende bereitet zu haben.

Wer wissen will, wie es noch zu Anfang dieses Jahrhunderts um die Pflege der Verwundeten und Kranken bestellt war, der lese die Geschichte der Befreiungskriege.

Der preußische Staat mußte damals alle seine Kräfte einzig auf die Rüstungen zum Kampfe verwenden, wenn es gelingen sollte, den Feind aus dem Vaterlande zu vertreiben. Mehr als 180000 Mann wurden in kurzer Zeit fürs Feld ausgerüstet, und wenn bei dem damaligen Zu=

stande der Finanzen für die Sanitätseinrichtungen nichts übrig blieb, so ist das begreiflich genug.

Es kam dazu, daß auch die ganze russische Armee von mehr als 80 000 Mann ohne Ambulanzen ausmarschiert war und sich in dieser Beziehung auf die Hilfe der Deutschen verlassen hatte. So fehlte es für die Verwundeten und Kranken an allem, an Geld und an Aerzten, an Transportmitteln und Lazarettbedürfnissen.

Allerdings sahen diese Jahre schon die Anfänge einer freiwilligen Krankenpflege; doch waren deren Anstalten außer stande, jene Mängel zu ersetzen.

Und nun warf der ungeheure, drei Tage dauernde Völkerkampf 100 000 Tote und Verwundete auf das Schlachtfeld von Leipzig hin, und 34 000 der schwersten Verwundeten mußten allein in dieser Stadt untergebracht werden. Daß von diesen mehr als 11 000 an den Folgen ihrer Wunden und an den Hospitalkrankheiten zu Grunde gingen, darüber kann man sich nicht wundern, wenn man die Schilderungen liest, welche Reil und andre von den wahrhaft gräßlichen Zuständen in den Lazaretten Leipzigs geliefert haben.

Die Verwundeten lagen nach dem Berichte Reils in dumpfen Spelunken oder in scheibenlosen Schulen und hochgewölbten Kirchen, einige ganz im Freien.

Noch sieben Tage nach der Schlacht hatte von 20000 Verwundeten kein einziger ein Hemd, ein Betttuch oder eine Decke erhalten, waren viele Verwundete überhaupt noch nicht verbunden. Die Binden waren zum Teil aus Salzsäcken geschnitten, die die Haut mitnahmen wo sie noch ganz war. Auf einem offenen Hof lagen die Leichen deutscher Krieger und wurden von Hunden und Raben angefressen. In einer Scheune bei Leipzig wurden 10 Tage nach der Schlacht 174 französische Verwundete verhungert aufgefunden.

Derselbe Jammer wiederholte sich im Jahre 1815 nach den Schlachten von Ligny und Waterloo, denn wenn man auch mittlerweile für die Errichtung von mobilen Lazaretten gesorgt hatte, so waren dieselben doch wegen ihrer Schwerbeweglichkeit weit hinter den Armeen zurückgeblieben, als diese in Eilmärschen über den Rhein rückten.

Man sollte meinen, solche Scenen, die die Herzen der Mitlebenden mit Schauder und Entsetzen erfüllten, hätten dazu führen müssen, die Sanitätseinrichtungen gründlich zu verbessern. Aber es zeigte sich nach einer längeren Friedenspause, in den Kriegen der neueren Zeit, daß die Zustände wahrlich nicht viel besser geworden waren.

Eines der schrecklichsten Beispiele lieferte der Krieg in der Krim, der im ganzen fast eine halbe Million

Menschenleben gekostet hat. Es läßt sich unschwer nachweisen, daß diese fürchterlichen Opfer zum großen Teil verursacht sind durch die mangelhaften Sanitätseinrichtungen der dort kämpfenden Armeen. Am schlechtesten war für die englischen Truppen gesorgt, denn es fehlte ihnen im ersten Jahre des Krieges an allen Lazaretteinrichtungen. Als jene nach der Krim hinübertransportiert wurden, hatte man in Varna auch die Ambulanzen eingeschifft; sie mußten aber wieder ausgeladen werden, weil man die Schiffe zur Nachsendung von Verstärkungstruppen gebrauchte. So kam es, daß von den englischen Regimentern, welche am 14. September 1854 bei Eupatoria den Boden der Krim betraten, keines mehr als 10 Tragbahren und einen Packpony für die Medizinkiste mit sich führte. Und 6 Tage später fand schon die blutige Schlacht an der Alma statt, in welcher die Engländer 1600 meist schwer durch Kartätschen Verwundete hatten. Es fehlte an allen Mitteln, sie zu transportieren, zu verbinden und unterzubringen, und sie wären hilflos auf dem Schlachtfelde liegen geblieben und umgekommen, wenn nicht am folgenden Tage die Franzosen und die Marine ihnen zu Hilfe geeilt wären.

Nicht besser ging es nach den Schlachten von Balaclava und Inkerman, welche zusammen mehr als 4400 Verwundete lieferten. Es fehlte an jeglicher Ein=

richtung, um dieselben unterzubringen und ihnen eine geregelte Krankenpflege angedeihen zu lassen, und man mußte sie deshalb zu Schiffe nach dem Bosporus transportieren, wo sich Spitäler befanden, in denen freilich die Zustände kaum minder trostlos waren als in der Krim.

Aber ebensowenig wie für die Verwundeten und Kranken hatte man für die gesunden Soldaten gesorgt. Es fehlte an guter Verpflegung und ausreichender Bekleidung, um den entsetzlichen Stürmen des kalten Winters und den übrigen Entbehrungen Widerstand leisten zu können. Infolgedessen traten epidemische Krankheiten auf, wie Cholera, Ruhr, Typhus und Skorbut, Krankheiten, welche sich nur durch eine zweckmäßige Gesundheitspflege im Zaum halten lassen; aber hier, wo es an allem fehlte, wüteten dieselben bald in einer grausenerregenden Weise. Schon im Dezember 1854 starben von je 1000 Mann 631, aber noch im Laufe des Winters nahm die Sterblichkeit in einer Weise zu, daß ganze Regimenter verschwanden, und die Armee würde vollständig zu Grunde gegangen sein, wenn nicht zum Glück sich das englische Volk der unglücklichen Krieger angenommen hätte. Zuerst begann die Presse sich zu regen, nachdem Sir R. Peel in einem Brief an die „Times", der von 200 Pfund Sterling begleitet war, die Schäden aufgedeckt und die Privathilfe aufgerufen hatte. — Bald regte sich die öffent-

liche Meinung, und diese ist bekanntlich in England im Verein mit der Presse eine so zwingende Macht, daß die Regierung sich entschließen mußte, ernsthafte und umfassende hygieinische Maßregeln zu ergreifen. Private und Regierungen wetteiferten dann miteinander in Sendungen von Hilfsmitteln aller Art; im November schon ging die so berühmt gewordene Miß Nightingale mit 37 englischen Damen nach der Krim, im nächsten Jahre folgten noch 50 andre, welche sich alle der freiwilligen Krankenpflege gewidmet hatten. Bald war man im stande, in der Krim selbst Lazarettbaracken zu errichten, so daß man die Verwundeten und Kranken nicht mehr übers Meer zu transportieren brauchte, und vorzu sweise durch die Bemühungen jener Damen wurden nach und nach die Zustände in den Lazaretten so viel besser, daß in den letzten 5 Monaten des Krieges nur noch einer von 100 Kranken gestorben ist.

Daß England diese traurigen Erfahrungen sich zu nutze gemacht hat, geht am klarsten hervor aus den Resultaten der abessinischen Expedition im Jahre 1868. Die Dimensionen derselben waren allerdings klein, aber wohl niemals sind die Schwierigkeiten, welche der Verpflegung und der Sorge für die Gesundheit einer Armee sich entgegenstellen können, größer gewesen als hier. Und doch haben sämtliche Truppen im ganzen durch Verwun=

dungen und Krankheit nicht mehr als 1 Prozent verloren, ein Resultat, welches man wesentlich den umfassenden und zweckmäßigen Vorbereitungen und Maßregeln zuzuschreiben hat, die von seiten des ärztlichen Stabes im Verein mit dem Ingenieurcorps getroffen worden sind.

Von der französischen Armee waren in der Krim ähnliche, wenn auch nicht ganz so schlimme Erfahrungen gemacht worden; wie wenig man sich dieselben hatte zur Warnung dienen lassen, sollte der kurze aber blutige Krieg, welcher vier Jahre später (1859) in Italien geführt wurde, beweisen.

Als die französische Armee in Italien einrückte, waren die Sanitätseinrichtungen, welche sie mit sich führte, in hohem Grade mangelhaft. Die Ambulanzen hatten nicht mehr als den vierten Teil ihres Etats an Aerzten, die Hauptlazarette waren in Frankreich zurückgelassen. Man hatte sich auf den Patriotismus und die Hilfe der Sardinier verlassen, aber diese waren selbst nur ungenügend ausgerüstet. Es fehlte deshalb an allem, besonders an Aerzten, an Krankenwärtern, an chirurgischen Instrumenten und Lazarettutensilien.

Am 4. Juni war die Schlacht bei Magenta, am 24. Juni die bei Solferino. Hier kämpften 300 000 Mann 15 Stunden lang mit der größten Tapferkeit um den Sieg. Mehr als 40 000 Verwundete blieben auf dem Schlacht-

felde, und ebensoviele Kranke verlangten in den nächstfolgenden Tagen Aufnahme in die Lazarette.

Hier zeigte sich die Unzulänglichkeit der offiziellen Hilfsmittel in ihrer ganzen Furchtbarkeit.

Die grenzenloseste Verwirrung herrschte auf dem Schlachtfelde und in dessen nächster Umgebung. Mit der unsäglichsten Mühe wurden nach und nach 30 000 Verwundete nach Brescia, 10 000 nach Cremona geschafft. Aber noch am sechsten Tage waren nicht alle Verwundete untergebracht.

Unzählige verbluteten und verschmachteten auf dem Schlachtfelde, während des Transportes, in den Straßen der Dörfer und Städte. Es fehlte an Kräften, die hilflos Daliegenden aufzusuchen und sie in die nächsten Orte zu transportieren; es fehlte an Händen, den durstenden Lippen nur die erste und notwendigste Labung, das Wasser, zu bringen. Und als später die Hilfsmittel jeder Art von allen Seiten her gesendet wurden, fehlte es an Helfern, sie in geeigneter Weise zu verwenden.

Die Bevölkerung that alles und fast mehr, als in ihren Kräften stand. Viele Hunderte von Zivilärzten und Tausende von Männern und Frauen aus allen Klassen der Gesellschaft bemühten sich rastlos, der entsetzlichen Not zu steuern. Aber das Elend überstieg alle Grenzen!

Und nun erst die Toten! In solcher Not gehen die Lebenden vor. Aber unter dem heißen Himmel Italiens beginnt schon nach wenigen Stunden die Verwesung und schreitet rasch vorwärts. Und bald ist das ganze große Schlachtfeld ein einziger Herd der Zersetzung und der Pestilenz, von welchem alle in der Nähe liegenden Orte mit verheerenden Krankheiten bedroht sind. Und in diesen hat man die am schwersten Verwundeten unterbringen müssen.

Aber aus diesem Chaos von unsäglichem Jammer und Elend ist ein Werk entsprossen, welches in künftigen Kriegen die schönsten Früchte tragen sollte.

Ein Genfer Bürger, Henry Dunant, war unter den menschenfreundlichen Helfern, welche in den Tagen nach der Schlacht die Leiden der unglücklichen Opfer mit mehr als menschlichen Anstrengungen zu lindern versuchten. Er hat die grauenhaften Zustände, welche in den ersten Tagen in Castiglione und andern Orten in der nächsten Nähe des Schlachtfeldes geherrscht, in einfachen Worten, aber mit herzergreifender Wahrheit geschildert in seiner Schrift: „Un Souvenir de Solferino“, und diese Schrift ist es gewesen, welche den Anstoß gegeben hat zur Entstehung der Genfer Vereine und der Genfer Konvention.

Und nun die Schlacht von Königgrätz!

Ich unterlasse es, ein Bild zu entrollen von den entsetzlichen Zuständen nach der Schlacht. Es genüge, zu erwähnen, daß manche Verbandplätze voll Toter und Sterbender erst am dritten Tage nach der Schlacht aufgefunden wurden, daß die Dörfer in der Umgegend vollgepfropft waren von Verwundeten der schlimmsten Art, in denen am zweiten und dritten Tage einzelne Aerzte die fruchtlose Arbeit unternehmen mußten, Hilfe zu bringen, ohne die geringsten Verband- und Erquickungsmittel zu haben. Mit Entsetzen hören wir von jenen Schwärmen schlechten Gesindels, welche nächtlich wie Hyänen das verlassene Schlachtfeld durchstreiften, die Toten plünderten, die Sterbenden beraubten, den Verwundeten die Finger abschnitten der Ringe wegen, die Augen ausstachen, wenn sie fürchteten, erkannt zu sein.

Auch das Schlachtfeld von Königgrätz hat seinen Dunant gefunden; wer sich die Schrecken desselben lebhaft ins Gedächtnis zurückzurufen wünscht, der lese die Schrift von Naundorff: „Unter dem roten Kreuz!“

So furchtbar gräßliche Zustände, wie sie diese Riesenschlachten mit sich bringen, haben wir in den vier Feldzügen, deren Schauplatz Schleswig-Holstein seit 1848 gewesen ist, gottlob nicht gesehen, da die Kämpfe hier niemals so ungeheure Ausdehnung angenommen haben.

Die Mangelhaftigkeit der offiziellen Sanitätseinrichtungen aber ist auch in jenen Jahren fühlbar genug geworden.

In allen diesen Kriegen auch der neueren Zeit hatte sich mit erschreckender Deutlichkeit gezeigt, daß die staatlichen Einrichtungen im Kriege niemals ausreichten, um den verwundeten und erkrankten Soldaten diejenige Hilfe angedeihen zu lassen, welche ihnen gebührt; und zwar um so weniger, je größere Dimensionen der Kampf annahm; nicht minder war es eine Thatsache geworden, daß die staatliche Hilfe zu Anfang der Kriege fast immer zu spät gekommen war.

Man braucht nicht Arzt zu sein, um zu wissen, daß die Hilfe, welche zu spät kommt, nur selten im stande ist, das wieder gut zu machen, was zu Anfang versäumt wurde. In jeder Schlacht fallen eine Menge der schwersten Verletzungen vor, welche in den ersten Stunden schon eines sorgfältigen Verbandes oder einer schwierigen Operation bedürfen, wenn das Leben erhalten werden soll.

Wenn also irgend etwas, so hatte sich die Unentbehrlichkeit der freiwilligen Hilfe herausgestellt.

Die freiwillige Hilfe hat nun auch, wie allgemein bekannt, in allen neueren Kriegen eine immer größere Rolle gespielt; ihre Leistungen sind mit der zunehmenden Not stetig gewachsen und haben am Schlusse

jedes Krieges die großartigste Ausdehnung angenommen.

Die Barmherzigkeit ist ein Gefühl, welches sich in der Brust jedes unverdorbenen Menschen regt und ihn zur helfenden That treibt, sobald Not und Elend ihm entgegentreten, und es darf wohl behauptet werden, daß das Samaritertum so alt sei wie die Menschheit. Aber ebenso gewiß ist es, daß in neuerer Zeit sich die Opferwilligkeit und Mildthätigkeit viel allgemeiner und in einer unendlich viel großartigeren Weise geltend gemacht hat als noch zu Anfang dieses Jahrhunderts, und wir dürfen das wohl mit Recht als einen Beweis betrachten, daß unsre Zeit in der Humanität mächtige Fortschritte gemacht hat und auch in dieser Beziehung höher steht als die sogenannte gute alte Zeit.

Es würde mich zu weit führen, wollte ich hier auf die Geschichte der freiwilligen Hilfe näher eingehen; es wird genügen, in raschen Zügen ein Bild der hauptsächlichsten Bestrebungen zu entwerfen.

Was zunächst in Schleswig-Holstein die freiwillige Hilfe geleistet hat, wie die zahlreichen Vereine, welche seit 1848 in allen Feldzügen rasch entstanden, gewirkt und wie vor allem die Frauen und Jungfrauen Schleswig-Holsteins mit der größten Aufopferung und den herr-

lichsten Erfolgen gearbeitet und geschafft haben, das wird nie vergessen werden.

Wenn die junge schleswig-holsteinische Armee ohne Sanitätsausrüstung dem Feinde entgegenzog, wenn Preußens helfende Truppen den blutigen Kampf bei Schleswig bestanden, ehe das Hilfsmaterial herangezogen war, wenn bei Selk und Oeversee Oesterreichs eiserne Brigade sich in Schnee und Eis mit zerschmetternder Wucht auf den Feind stürzte, ehe noch ihre Lazarette die Grenzen des Landes überschritten hatten, so haben die rasch ins Leben tretenden Vereine ihr möglichstes gethan, die erste und noch mehr die folgende Not zu lindern.

Und je mehr sich der Krieg in die Länge zog, je größer die Zahl der Hilfsbedürftigen wurde, um so eifriger wurde gegeben und gesammelt, um so unermüdlicher arbeiteten die Frauen und Jungfrauen, um so mehr bestrebte man sich, den Verwundeten und Kranken in den Lazaretten nichts abgehen zu lassen, die Rekonvalescenten zu pflegen und auch die gesunden, vor dem Feinde stehenden Krieger zu erquicken.

Und nicht minder thätig wie die im Lande selbst waren die in Hamburg, Berlin, Wien und andern Orten entstandenen Vereine, und mit ihnen wetteiferten die protestantischen und katholischen Pflegerinnen und die Ritter des Johanniterordens, welche hier zuerst wieder, sich

ihrer alten Aufgabe erinnernd, auf dem Kampfplatz erschienen.

In ähnlicher Weise, wenn auch in noch größerem Maßstabe, wirkten in dem italienischen Kriege die Hilfsvereine der Italiener wie der Oesterreicher, und wenn auch ihre Hilfe nicht rechtzeitig genug eintraf, um die grauenvollen Scenen der Schlachtfelder von Magenta und Solferino zu verhüten, so haben sie doch unendlich viel geleistet, um die Not und den Jammer, der später folgte, so viel als möglich zu lindern.

Zur mächtigsten Entwicklung aber kam in Deutschland die freiwillige Hilfe während des kurzen aber blutigen Krieges des Jahres 1866.

Vor allen nenne ich hier den Zentralhilfsverein in Berlin, welcher sich schon im Jahre 1864 gebildet und seine ersten Erfahrungen in dem Kriege gegen die Dänen gesammelt hatte. Hervorgegangen aus den Genfer Bestrebungen, hatte sich derselbe nach Beendigung des Feldzuges in Schleswig wieder aufgelöst, organisierte sich aber, als die Aussichten kriegerischer wurden, schon im April 1866 aufs neue, erhielt Korporationsrechte und erließ am 3. Juni einen Aufruf an die Nation zur Bildung von Zweigvereinen, von denen sich auch im Laufe des Krieges mehr als 150 an ihn angeschlossen.

Dieser Verein trat in enge Verbindung mit der staatlichen Hilfe durch den Kanzler des Johanniterordens, Graf Eberhard zu Stolberg-Wernigerode, welcher, zum Königlichen Kommissar und Militärinspektor der freiwilligen Krankenpflege bei der Armee ernannt, zugleich die Funktion eines Generalbevollmächtigten des Berliner Zentralkomitees übernahm und es veranlaßte, daß die von ihm auf den Kriegsschauplatz delegierten Johanniterritter zugleich als Delegierte des Zentralvereins betrachtet wurden.

Im Vereine mit den Johannitern, welche selbst große Geldsummen zusammengebracht, ihre Ordenskrankenhäuser zur Disposition gestellt und eine Kolonne von Krankentransportwagen und Räderbahren ausgerüstet hatten, hat der Zentralverein während des Krieges unendlich segensreich gewirkt, an Geld und Material mehr als zwei Millionen Thaler zusammengebracht und von Berlin wie von den Lokalvereinen aus unaufhörlich die Lazarette mit Hilfsmitteln aller Art unterstützt. Täglich mehrmals gingen Extrazüge, beladen mit Tausenden von Zentnern an Lazarettbedürfnissen, Erfrischungen und Nahrungsmitteln auf die verschiedenen Kriegsschauplätze, an die Truppen und in die Lazarette oder in die Depots, von denen aus durch die Johanniter, Diakonen und andre Freiwillige die Verteilung besorgt wurde.

Aber neben dem Zentralhilfsverein und dessen Filialen bildeten sich noch zahlreiche andre Vereine, welche eine nicht minder große Thätigkeit entwickelten, so der Berliner Hilfsverein für die Armee im Felde, welcher mehr als 130 000 Thaler gesammelt und mit enormem Kostenaufwande eine der schönsten Kasernen Berlins in ein Lazarett verwandelt und in demselben die Verpflegung der Verwundeten übernommen hatte; ferner der Frauenverein für die Lazarette Berlins, aus 250 Damen bestehend, welcher unter der persönlichen Leitung Ihrer Majestät der Königin Augusta mit der größten Opferwilligkeit und Ausdauer nicht nur das Zentralkomitee in seiner Arbeit unterstützte, sondern auch überall in den Lazaretten Berlins die Sorge für Pflege und Reinlichkeit übernahm.

Und wie in Berlin, so arbeiteten auch in den übrigen preußischen Städten und Provinzen Männer und Frauen mit gleicher Opferwilligkeit für den gemeinsamen Zweck, und die Thätigkeit wurde um so größer und umfassender, je näher die Orte dem Kriegsschauplatze lagen.

Aber nicht allein Preußen, sondern das ganze deutsche Volk hat sich in diesem Kriege in einer früher nicht gekannten Weise an der Sorge für die Verwundeten und Kranken beteiligt. Nicht nur in den dem preußischen Staate mehr oder minder nahestehenden Ländern und

Städten, wie Hamburg und Bremen, Altona und Kiel, entfalteten die Vereine dieselbe Thätigkeit wie in früheren Kriegen; ganz in derselben Weise wirkten sie auf feindlicher Seite, vor allen der Patriotische Hilfsverein in Wien, die Vereine in Sachsen, Bayern, Württemberg, Baden, Hessen, Frankfurt und so weiter.

Was von allen diesen Vereinen und von Privaten während des Krieges an Geld und Material zusammengebracht und zum Besten der verwundeten und kranken Soldaten verwendet worden ist, das beläuft sich auf einen Wert von vielen Millionen.

Aber trotz der Großartigkeit aller dieser Leistungen darf es nicht verschwiegen werden, daß die Erfolge der freiwilligen Hilfe bis dahin weit zurückgeblieben sind hinter den Erwartungen, welche man sich davon versprochen hatte, daß die Leistungen keineswegs gleichkamen der kolossalen Thätigkeit, welche das Volk überall entwickelte.

Von den enormen Summen Geldes, welche gesammelt, von dem unermeßlichen Material, welches geliefert worden, ist vieles in ungeeigneter Weise verteilt und verwendet, sehr vieles in unrichtige Hände gelangt, verloren gegangen oder ungenutzt liegen geblieben.

Wenn auch die Zustände nicht so schlimm waren wie in Rußland, wo während des Krimkrieges unglaubliche

Massen von Charpie und Leinwand in die Hände von Papierfabrikanten geliefert sein sollen, so lagen doch auch im Jahre 1866 an den verschiedensten Orten, auf den Eisenbahnstationen und in den Depots große Massen von Lazarettbedürfnissen ungenutzt, während in nicht weit entfernten Lazaretten der bitterste Mangel herrschte. Die wertvollsten Sendungen von Instrumenten und Bandagen, von Erfrischungen und Pflegemitteln sind spurlos verschwunden oder wenigstens niemals in die Hände gelangt, für die sie bestimmt waren.

Und in welcher Weise nicht selten die Thätigkeit ganzer Vereine sich zersplitterte oder auf ganz verkehrte Ziele gelenkt wurde, wie an manchen Orten eine völlige Unkenntnis der Bedürfnisse, an andern die größte Unentschlossenheit in der Verwendung der Mittel herrschte, das wissen am besten diejenigen, welche während des Krieges in der Mitte der Begebenheiten standen.

Dazu kommt, daß bisher die freiwillige Hilfe noch immer dieselben Erfahrungen hat machen müssen, welche, wie wir gesehen, die staatliche Hilfe zu Anfang jedes Krieges zu machen pflegt. Sie kommt wie diese zuerst immer zu spät.

Es liegt das nur zum Teil in der freilich schwer zu begreifenden Thatsache, daß sich in fast allen Kriegen die Regierungen zuerst abweisend verhalten haben gegen

die Hilfe des Volkes und erst allmählich sich dazu verstanden, dieselbe auch offiziell anzuerkennen und zu benutzen.

So mußte der Kieler Zentralhilfsverein zu Anfang des Krieges von 1864 eine mehr als entmutigende Zurückweisung erfahren.

Viel schroffer noch lehnte die österreichische Regierung zu Anfang des italienischen Krieges von 1859 die früher schon bewährte Hilfe ab, welche der Wiener Patriotische Verein anbot. Erst lange nach der Schlacht von Magenta, als in Verona schon 8000 Verwundete lagen und bei der großen Hitze Unsägliches litten, wurden die Anerbietungen des Vereins mit Dank angenommen.

Zum größten Teil liegen die genannten Mängel darin, daß es der freiwilligen Hilfe an einer zweckmäßigen Organisation gefehlt hat.

Erst durch eine solche können die Organe derselben in den Stand gesetzt werden, zur rechten Zeit und in der richtigen Weise dort einzugreifen, wo die staatliche Hilfe nicht ausreicht.

Es gehört dazu nicht nur das Verständnis der vorhandenen Bedürfnisse, sondern auch die richtige Ordnung und Unterordnung, ohne welche sich, vor allem in kriegerischen Zeiten, jede Thätigkeit notwendig zersplittern muß.

Es gehört dazu ein enger Anschluß an die staatlichen Behörden, wie es auch von der berühmtesten und selbständigsten freiwilligen Krankenpflegerin, der Miß Nightingale, anerkannt worden ist. Dieselbe schrieb in einem Brief an die Kronprinzessin Viktoria: „In jedem Kriege wird freiwillige Hilfe jeder Art immer sehr wünschenswert und selbst unentbehrlich sein; aber meine Erfahrung ist, daß sie sich ganz genau im Verhältnis, wie sie der Thätigkeit und Organisation des Staates inkorporiert und mit ihr verschmolzen ist, nützlich erweist; im andern Falle wird sie nachteilig und selbst bedenklich.“

Je mehr man in neuerer Zeit zu dieser Erkenntnis gekommen ist, desto mehr ist das Streben erwacht, *der freiwilligen Hilfe eine möglichst zweckmäßige Organisation zu geben*, und zwar schon während des Friedens.

Als der *Ausgangspunkt* dieser Bestrebungen muß die *erste internationale Konferenz zu Genf* angesehen werden, welche im Jahre 1863 stattfand, und die Veranlassung zu derselben gab eben jener Genfer Bürger *Henry Dunant* und seine berühmte Schrift: *Un souvenir de Solferino*.

In dieser Konferenz wurden folgende zwei Vorschläge beraten und angenommen:

1. Es muß schon im Frieden für die Pflege und Heilung der im Kriege Verwundeten Sorge getragen werden. Für diesen Zweck müssen sich in jedem Lande nationale Ausschüsse bilden, welche die Aufgabe verfolgen, den kämpfenden Heeren auf jegliche Art zu Hilfe zu kommen, namentlich durch Stellung freiwilliger Krankenwärter, Anschaffung von Transportmitteln und Errichtung von Lazaretten. Dieselben müssen sich schon im Frieden mit der Verbesserung der Ambulanzen, Transportmittel und Spitäler beschäftigen und zu dem Ende sich mit den Regierungen in Verbindung setzen, im ganzen Lande Vereine zu bilden suchen, welche sie unterstützen, und endlich zu internationalen Kongressen zusammentreten, in welchen man sich über gemeinsame Maßregeln verständigen und die gemachten Erfahrungen mitteilen kann.
2. Der im Kriege verwundete Feind darf in Zukunft nicht mehr als Feind betrachtet, sondern muß für neutral erklärt werden. Diese Neutralität ist auszudehnen nicht nur auf das Personal, welches der Krankenpflege obliegt, sondern auch auf die Feldlazarette, Verbandplätze, sowie auf die Bewohner des Landes, welche Verwundete aufgenommen haben.

Der letztere Satz bildet den Hauptinhalt der Genfer Konvention, welche in dem internationalen Kongreß zu Genf am 22. August 1864 von den dort versammelten Vertretern von zwölf Staaten unterzeichnet und nach und nach von allen europäischen Regierungen anerkannt worden ist.

Die Annahme des ersten Satzes aber hat zur Folge gehabt, daß seitdem in fast allen Staaten Europas sich Vereine gebildet haben, welche die genannten Zwecke verfolgen und unter sich in internationalen Beziehungen stehen.

Ehe ich aber näher auf die Organisation dieser Vereine und deren Aufgaben für Krieg und Frieden eingehe, kann ich nicht umhin, die Aufmerksamkeit noch für einige Augenblicke auf die gleichen Bestrebungen hinzulenken, welche sich unabhängig von den eben genannten jenseits des Ozeans während des großen Bürgerkrieges in Amerika geltend gemacht haben.

Mit einem Gemisch von Grauen und Bewunderung hat die Welt auf die Zähigkeit und Energie geblickt, mit welcher zwei ungleiche Hälften eines Staates, dessen Gesamtbevölkerung die des Norddeutschen Bundes nur um wenige Millionen überstieg, vier Jahre lang einen furchtbar blutigen Kampf um die wichtigsten Prinzipien des Staatslebens geführt haben.

Um einen Begriff von den Dimensionen dieses Kampfes zu geben, bemerke ich, daß allein der Norden 2 600 000 Mann ins Feld gestellt hat, von denen mehr als 280 000 Mann an Wunden und Krankheiten gestorben sind, während über die nicht minder großen Verluste des Südens genauere Angaben fehlen.

Gerechte Bewunderung aber verdienen die großartigen Leistungen, welche auf dem Gebiete der freiwilligen Hilfe während dieses Krieges auf beiden Seiten, vor allem aber in den Staaten der Union, zu Tage getreten sind. Fast alles, was hier in dieser Beziehung geschehen, ist ausgegangen von der in der ganzen Welt berühmt gewordenen Sanitätskommission der Vereinigten Staaten, und ich kann nicht umhin, ein flüchtiges Bild von der Thätigkeit dieser Kommission zu entwerfen, denn hier sind die Amerikaner uns mit einem so glänzenden Beispiel vorangegangen, daß es im nächsten Kriege den Europäern schwer werden dürfte, auch nur etwas Aehnliches zu erreichen.

Als am 13. April 1861 der Präsident Lincoln die ersten 75 000 Mann zu den Waffen rief und das Volk der Vereinigten Staaten dieser Aufforderung mit dem größten Enthusiasmus entsprach, war die Regierung in keiner Weise auf einen solchen Krieg gerüstet. Natürlich fehlte es auch dem Sanitätswesen an jeglicher Vorberei-

tung, an Instrumenten, Arzneien und Verbandmitteln. Es bildeten sich deshalb sofort überall Vereine zu dem Zweck, den Verwundeten und Kranken der Armee zu Hilfe zu kommen. Diese überschwemmten die Regierung und die Kommandos mit zahllosen Sendungen aller Art, welche aber die ohnehin große Verwirrung und Unordnung nur vergrößerten und daher ihre Bestimmung meist nicht erreichen konnten.

Sehr bald kam man daher zu der Ueberzeugung, daß zu einer zweckmäßigen Wirksamkeit vor allem eine feste Organisation der Privathilfe notwendig sei, und in diesem Sinne traten schon am 25. April hundert der angesehensten Damen New Yorks zu einer Zentral-Association zusammen, welche ein Komitee ernannten, an dessen Spitze ein berühmter Arzt (Valentin Mott), ein als Philanthrop bekannter Geistlicher (Dr. Bellows) und ein gleichfalls berühmter Publizist (Olmsted) gestellt wurden.

Dieses Komitee suchte sich zunächst über die bestehenden Mängel in der Sanitätspflege und die Bedürfnisse der Armee zu unterrichten, um danach der freiwilligen Hilfe ihre Ziele anweisen zu können, es richtete deshalb an den Chefarzt der Armee eine Reihe von wohldurchdachten Fragen, welche sich bezogen auf die Ausrüstung der Armee mit ärztlichen Kräften, mit Arznei und Verbandmitteln,

auf die Gesundheitsverhältnisse, die Bekleidung und Verpflegung der Truppen, auf die zu erwartenden Krankheiten und auf die Möglichkeit, von seiten des Vereins hier helfend einzugreifen.

Aber es ging dem Komitee anfangs nicht besser wie so manchen Hilfsvereinen in Europa. Der Chefarzt lehnte mit einigen schönen Worten jede Einmischung der freiwilligen Hilfe ab, versicherte, daß das medical office für alle Fälle gerüstet sei und daß seine Einrichtungen sich in dem Kriege gegen Mexiko glänzend bewährt hätten. Man möge deshalb sich nicht in Sachen mischen, die Unbeteiligte nichts angingen, und das Publikum nicht unnötig aufregen. Wolle man durchaus etwas thun, so könne die Kommission durch Einsendung von Schlafröcken, Hemden, Socken und Pantoffeln sich immerhin nützlich machen.

Nun wurde eine Deputation an die Regierung in Washington geschickt, welche indes bei der allgemeinen Verwirrung zuerst gar keine, dann aber gleichfalls eine ablehnende Antwort erhielt.

Indessen ließ das Komitee sich dadurch nicht abschrecken; seine immer wiederholten Gesuche an die Regierung wurden kräftig von der Presse und der öffentlichen Meinung unterstützt, und so sah sich am 13. Mai der Präsident genötigt, eine, wenn auch beschränkte Einmischung der freiwilligen Hilfe zu erlauben.

Es konstituierte sich nun sofort die Sanitätskommission und begann ihre Arbeit nach einem so durchdachten Plan, von so großartigen Gesichtspunkten aus, mit einer so rücksichtslosen Energie und einem so eisernen Fleiß, daß ihre Leistungen nicht bloß im Volke wie in der Armee der Vereinigten Staaten, sondern in der ganzen Welt die allergrößte Anerkennung gefunden haben.

Die Kommission hatte sich gleich anfangs so organisiert, daß sie zwei Komitees erwählte, von denen das eine die vorhandenen Mängel und Uebelstände in der Sanitätspflege der Armee zu ermitteln, das zweite aber die Vorschläge zur Abhilfe derselben zu machen hatte.

Unter jedem dieser Komitees standen wieder drei Unterabteilungen, welchen die Sorge für die Ausführung der Beschlüsse und Maßregeln übertragen war und welche jede in ihrer Branche, eine rastlose Thätigkeit entfalteten.

Da die Kommission von dem Gesichtspunkte ausging, daß man vor allen Dingen sich der Autorität der Regierung stets unterordnen müsse, so wurden zunächst in Washington Bureaux errichtet, welche mit den Bureaux der Regierung im engsten Verkehr standen. Von dort aus versendete man zwanzig erprobte Aerzte als Inspectors of sanity an alle Heeresabteilungen mit dem Auftrage, sich genau über die Gesundheitsverhältnisse derselben zu unterrichten. Die Berichte, welche diese (nach

einem vorgeschriebenen Schema von zweihundert Fragen) nach Washington einsendeten, wurden von einem statistischen Bureau zusammengestellt und gaben bald eine vollkommene Uebersicht über den Gesundheitszustand der Armee, so daß man danach die geeignetsten Maßregeln zur Abhilfe der vorhandenen Uebelstände ergreifen konnte.

Gleichzeitig wurden durch Aussendung von 80000 Zirkularen die einflußreichsten Bürger in allen Städten der Union aufgefordert, sich an der Arbeit der Kommission zu beteiligen, und bald hatten sich mehr als 32000 Frauenkomitees gebildet, welche alle in demselben Sinne wirkten.

Unermeßliche Sendungen von Geld, Erfrischungen, Nahrungsmitteln, Medikamenten, Verbandsachen und Lazarettbedürfnissen strömten von allen Seiten herbei, wurden in großen Zentraldepots in New York, Washington, Louisville gesammelt und von hier aus wieder in Magazine verteilt, welche überall in der Nähe der Kriegsschauplätze errichtet waren.

Fliegende Depots in Wagenkolonnen oder auf Eisenbahntrains, reichlich versehen mit Aerzten und Beamten der Kommission, folgten jeder Armee in möglichst geringer Entfernung nach, und bald entfalteten die letzteren einen solchen Eifer und eine solche Schnelligkeit, daß sie nicht selten viel eher auf dem Schlachtfelde erschienen als die ärztlichen Beamten der Armee.

So waren in der Schlacht bei Gettysburg, wo sich Armeen von 90 000 bis 100 000 Mann gegenüberstanden, die Kommissare schon auf dem Platze, ehe noch die Aerzte der Truppen ausgepackt hatten, und haben nach der Schlacht die Verpflegung und ärztliche Behandlung von mehr als 14 000 Verwundeten übernommen.

Und in der Schlacht bei Sharpsburg versah das Personal der Kommission den ärztlichen Dienst ganz allein und verband 8000 Verwundete, während die Sanitätsbeamten der Regierung mit ihrem Material erst drei Tage später eintreffen konnten.

Um die Verwundeten vom Kriegsschauplatze in die Lazarette zu transportieren, hatte die Kommission die großartigsten Anstalten getroffen.

Berühmt geworden sind die vortrefflich eingerichteten Hospital-Eisenbahnwaggons, welche je 30 in Kautschukfedern hängende Betten enthielten, und in welchen viele Tausende von Kranken und Verwundeten, begleitet von Aerzten und Krankenwärtern, ohne Schaden Hunderte von Meilen von den Schlachtfeldern direkt in die Lazarette transportiert worden sind.

Nicht minder gute Dienste leisteten die Hospitalschiffe, zum Teil riesige atlantische Dampfer, welche, ganz zu Hospitälern eingerichtet, mit zahlreichem ärztlichem Personal versehen und unter dem Befehl eines Chefarztes,

große Massen von Verwundeten und Kranken von einem Hafen der Union zum andern schafften.

Das größte Verdienst aber um die eigentliche Krankenpflege erwarb sich die Kommission durch die Erbauung der großen Barackenhospitäler, auf deren Einrichtung ich etwas näher eingehen muß, weil dieselben einen außerordentlichen Fortschritt in der Kriegsheilpflege bezeichnen.

Man hatte zu Anfang des Krieges in Amerika dasselbe System für die Einrichtung von Lazaretten befolgt, welches in allen neueren Kriegen in Europa das gebräuchliche gewesen war, das heißt, man nahm zur Unterbringung der Verwundeten diejenigen größeren Gebäude, welche sich in der Nähe des Kriegsschauplatzes vorfanden, als Schulen, Kirchen, Fabriken, Magazine und Hotels, und richtete sie, so gut es gehen wollte, zu Lazaretten ein.

Aber solche Notlazarette eignen sich mit wenigen Ausnahmen sehr schlecht für diesen Zweck und bedrohen die Verwundeten mit all den schrecklichen Krankheiten, welche sich infolge ihrer Zusammenhäufung entwickeln, und die man unter dem Namen der Hospitalkrankheiten zusammenfassen kann. Zu diesen gehören unter andern die Pyämie, das Eiterfieber, der Hospitalbrand und der Lazaretttyphus, und es pflegen daran um so viel mehr Verwundete zu Grunde

zu gehen, je ungünstiger die Lokalitäten und je mehr sie mit Verwundeten angefüllt sind.

Man hat in neuerer Zeit teils durch die Zerstreuung der Kranken, teils durch Behandlung derselben in Zelten oder luftigen Baracken die Gefahren abzuwenden gesucht und dadurch schon in der Krim und in Italien günstige Erfolge erzielt. Aber das alte System der Nothospitäler war doch nirgends als verwerflich verurteilt und ist noch 1866 in größter Ausdehnung zur Anwendung gekommen.

In Amerika ging man energischer zu Werke. Kaum waren nach den ersten Gefechten dieselben traurigen Erfahrungen mit den Notlazaretten gemacht worden wie in Europa, als die Sanitätskommission sich ernstlich mit der Frage beschäftigte, ob es nicht möglich sei, die schädlichen Einflüsse, von denen die Verwundeten noch nach der Schlacht dezimiert wurden, ganz fernzuhalten und auch im Kriege solche Lazarette zu schaffen, in denen alle Bedingungen für eine rasche Heilung gegeben seien.

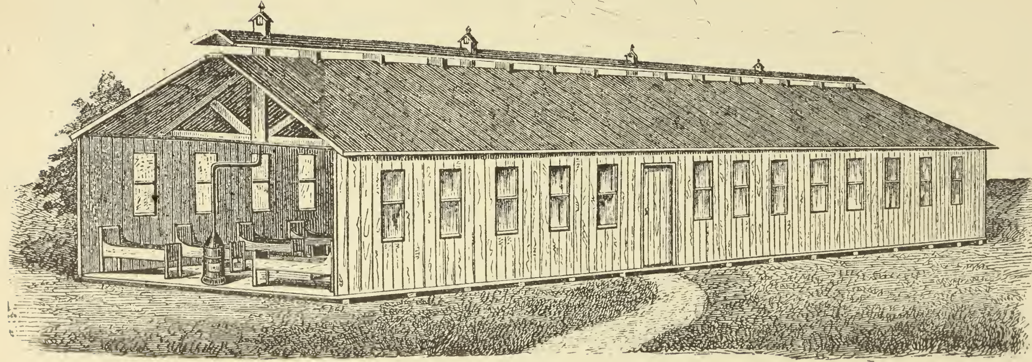
Der praktische Sinn der Amerikaner fand rasch die Lösung dieser Frage. Indem man die Grundsätze der Hospitalshygieine an die Spitze stellte, in betreff des Baumaterials aber alle Vorurteile beiseite warf, errichtete man aus Brettern in größter Geschwindigkeit Lazarette im Pavillonsystem, die in betreff der Räum=

lichkeit, der Lüftung, der Reinlichkeit wenig zu wünschen übrig ließen, hinsichtlich der Salubrität aber die besten Hospitaleinrichtungen in der ganzen Welt übertrafen.

Beifolgende Zeichnung (Fig. 1) veranschaulicht die innere und äußere Einrichtung einer einzelnen Baracke. Es ist ein einfacher, langer und schmaler Raum, mit 32 Fenstern und 4 Thüren versehen, welcher 60 Betten enthält, die an beiden Seitenwänden entlang zwischen den Fenstern so aufgestellt sind, daß in der Mitte ein breiter Zwischenraum frei bleibt. Das Dach ist seiner ganzen Länge nach oben offen gelassen, so daß die schlechte Luft, welche sich in der Baracke entwickelt, sofort nach oben entweichen kann. (Dachfirst-Ventilation). Ueber dem mehrere Fuß breiten Dachspalt ist ein Schutzdach angebracht, welches das Eindringen von Regen und Schnee verhütet und bei großer Kälte ganz oder teilweise geschlossen werden kann. In diesem Falle wird dann die Ventilation durch die vier Coaksöfen vermittelt, welche die Baracken heizen.

In welcher Weise die einzelnen Baracken (Pavillons) zu einem größeren Hospital zusammengestellt werden können, sieht man an der Abbildung des Hicks General-Hospitals, welches in der Nähe der Stadt Baltimore in Maryland erbaut war (Fig. 2).

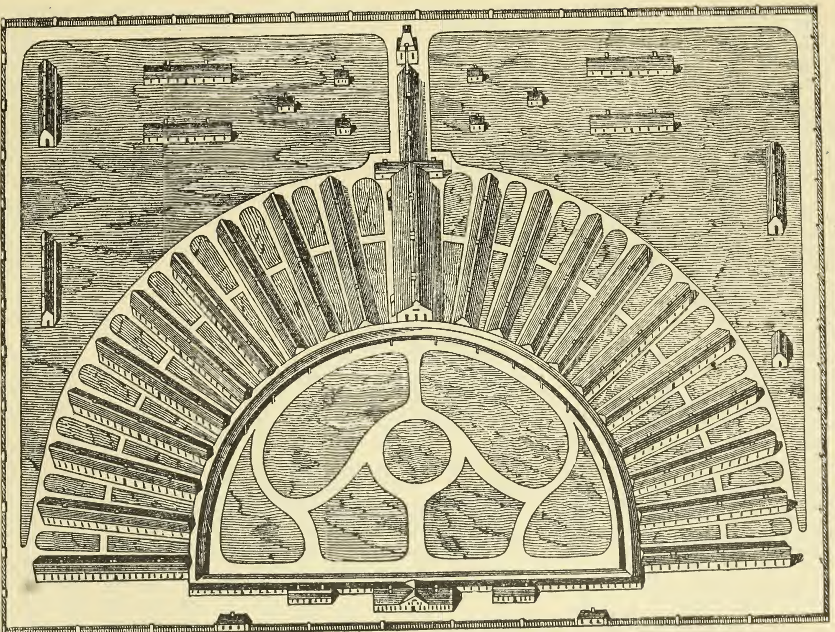
Fig. 1.



Modell einer amerikanischen Hospitalbaracke.

Ein Fünftel der Länge ist weggeschnitten, um die innere Einrichtung und einen Ofen zu zeigen.

Fig. 2.



Das Hicks General-Hospital bei Baltimore.

Für 1200 Betten eingerichtet, bestand es aus 20 Krankenpavillons zu je 60 Betten, welche um einen halbmondförmigen gedeckten Korridor wie die Radien eines Halbkreises und so aufgestellt waren, daß die Thür am zentralen Ende jeder Baracke in diesen Korridor mündete. Den mittelsten Radius bildete der große Speisesaal, in welchem alle Rekonvalescenten gemeinschaftlich aßen, und unmittelbar daran stieß die Küche, von wo aus auf einer Eisenbahn, welche in der Mitte des ganzen Korridors entlang lief, das Essen mittels geheizter Speisewagen in alle Krankensäle transportiert wurde. Dem Eßsaal gegenüber an der vorderen Front des Halbmondes befand sich ein großes hölzernes Gebäude für die Administration, und daneben lagen mehrere kleinere für die Apotheke, den Operationssaal, die Post und die Leinenvorräte. Auf dem freien Platz hinter den Krankenpavillons waren noch zahlreiche Baracken von verschiedener Form und Größe verteilt, welche für die verschiedenartigsten Zwecke bestimmt waren, als für Vorräte aller Art, für die Montierungskammer, für Wäscherei und Dampfmaschine, für das Wasserreservoir, für Eis und für die Feuerlöschanstalten. Andre dienten zur Aufnahme für einzelne gefährliche oder ansteckende Kranke, oder für die Leichen, oder zur Wohnung für die Aerzte, Wärter und Beamte jeder Art.

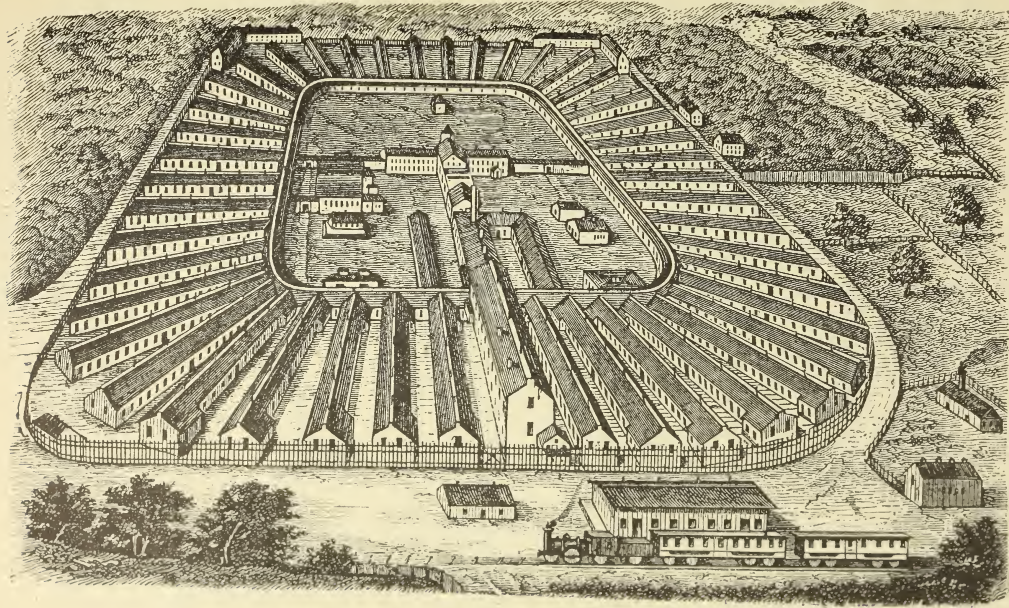
Die Zahl und Anordnung aller dieser Baracken war übrigens in den einzelnen Hospitälern eine sehr verschiedene.

Ein andres Beispiel bietet das in Fig. 3 dargestellte Mower General-Hospital, welches, in der Nähe von Philadelphia errichtet, das größte und vollständigste Militärhospital in den Vereinigten Staaten und überhaupt eins der größten Krankenhäuser in der ganzen Welt gewesen ist.

Ursprünglich erbaut für eine Zahl von 2600 Kranken und circa 500 Angestellten, wurde es nach und nach so vergrößert, daß 5000 Menschen darin untergebracht werden konnten.

Auf einem hoch und schön gelegenen Platze, der einen Flächeninhalt von mehr als 340 000 Quadratfuß hatte, waren 50 Krankenpavillons radiär um einen 2400 Fuß langen und 16 Fuß breiten, bedeckten Korridor angeordnet, dessen Seitenwände im Sommer weggenommen werden konnten, während er im Winter durch 50 Oefen geheizt wurde und also bei jeder Witterung den Rekonvalescenten einen herrlichen Aufenthaltsort gewährte. Hier lagen die übrigen Baracken, welche als Küche, Speisesaal, Administrationsgebäude und so weiter dienten, fast alle innerhalb des großen Hofes, der von dem bedeckten Korridor umschlossen wurde. Die Eisenbahn, welche

Fig. 3.



Das Mower General-Hospital bei Philadelphia.

vor dem Hospital vorbeiging, setzte dasselbe in direkte Verbindung mit dem Kriegsschauplatze am Potomac, so daß die Verwundeten in denselben Waggons, in welche sie zuerst gelagert worden waren, bis an den Eingang des Hospitals gebracht werden konnten.

Als ein kleines, aber schlagendes Beispiel von dem Leben, welches in einer Anstalt von so enormen Dimensionen herrschte, führe ich an, daß in dem Hospital eine eigne Druckerei bestand, welche außerordentlich beschäftigt war und unter anderm eine Zeitung druckte, welche von einem der Geistlichen redigiert, zum Teil von den Rekonvalescenten und Angestellten geschrieben und allen Kranken unentgeltlich mitgeteilt wurde. Die Kosten dieser Zeitung wurden aus einem Fonds bestritten, welcher, durch den Verkauf der Küchenabfälle und dergleichen gebildet (Slushfonds), monatlich bis zu 900 Dollars betrug.

Von der Sanitätskommission im Vereine mit den ärztlichen Behörden der Armee sind während des amerikanischen Krieges im ganzen 214 solcher Barackenlazarette mit 130 000 Betten erbaut und zur Pflege der Kranken und Verwundeten verwendet worden. Es braucht wohl kaum erwähnt zu werden, daß nicht alle Hospitäler von einem so großen Umfange gewesen sind wie diejenigen, welche ich als Beispiel hier vorgeführt habe. Es gab deren manche, welche nur 100 oder einige

100 Betten umfaßten, und es liegt auf der Hand, daß die allzu große Ausdehnung solcher Anstalten wieder mancherlei Uebelstände mit sich bringen und namentlich die einheitliche Verwaltung in nicht geringem Grade erschweren müsse. Die Amerikaner gestehen auch selbst zu, daß nur der Mangel an einer genügenden Zahl geeigneter Hospitalchefs sie veranlaßt habe, solche Riesenhospitäler zu erbauen.

Dennoch soll nach dem einstimmigen Urteil aller Berichterstatter die Verwaltung und Pflege in den meisten dieser Hospitäler eine musterhafte gewesen sein, trotzdem die Disciplin der amerikanischen Soldaten begreiflicherweise viel zu wünschen übrig ließ. Es war dies teils dem Pavillonsystem zu verdanken, welches die Uebersicht und Ordnung außerordentlich erleichterte, teils den höchst einfachen und zweckmäßigen Regulativen, welche für diese Hospitäler eingeführt worden waren und welche in möglichst kurzen Worten jedem Angestellten die Pflichten, die ihm oblagen, ins Gedächtnis riefen, teils endlich der strengen Disciplin, welche von den Chefärzten, die mit unumschränkter Machtvollkommenheit über sämtliche Bewohner des Hospitals versehen und in jeder Beziehung den Offizieren der Armee gleichgestellt waren, aufrecht erhalten wurde.

Der große Fortschritt aber, der durch das ameri=

kanische Lazarettsystem erreicht worden ist, liegt meiner Ansicht nach darin, daß man zum ersten Male bei der Errichtung solcher Anstalten die Rücksicht auf die Grundsätze der Hygieine über alle andern Rücksichten gestellt hat, in einer Weise, wie es selbst für die Erbauung von Hospitälern im Frieden bisher noch kaum versucht worden ist.

Den Amerikanern kam dabei ihre bekannte Vorurteilslosigkeit vortrefflich zu statten. Sobald es ihnen klar geworden war, daß die Nothospitäler zur Heilung der Verwundeten nicht geeignet seien, beruhigten sie sich nicht mehr mit dem Gedanken, daß man im Kriege zufrieden sein müsse, wenn man die Verwundeten überhaupt nur unter Dach bringen könne, möge auch das Lokal noch so wenig für Lazarettzwecke geeignet sein. Indem sie verlangten, daß für ihre verwundeten und kranken Brüder und Söhne alle die Forderungen erfüllt würden, welche von seiten der Wissenschaft an ein zur Heilung von Verwundeten bestimmtes Lokal gestellt werden müssen, ließen sie sich weder durch Rücksicht auf die Kosten, noch auf Mühe und Arbeit, noch auf das äußere Ansehen der Baulichkeiten beirren, sondern gingen einzig von dem Gesichtspunkte der Zweckmäßigkeit aus und lösten auf diese Weise das Problem, nicht nur in kürzester Zeit für jede beliebige Zahl von

Verwundeten den ausreichendsten Raum zu schaffen, sondern auch jedem derselben frische und reine Luft in genügendem Maße zuzuführen.

Man hat Aehnliches zu erreichen gesucht durch das sogenannte Zerstreuungssystem, welches besonders von den Oesterreichern im italienischen Kriege, aber auch im Kriege von 1866 auf beiden Seiten in großer Ausdehnung zur Anwendung gekommen ist. Dasselbe besteht darin, daß man alle Verwundeten und Kranken, welche nur irgend transportfähig sind, so weit als möglich vom Kriegsschauplatze weg in die entfernteren Provinzen des Landes schafft, sie dort in Privathäusern oder in Vereins- und Reservelazaretten unterbringt und für Pflege und Behandlung teils die dortigen Behörden, teils die patriotischen Bürger und Aerzte sorgen läßt.

Dies System vermindert zwar die übermäßige Anhäufung der Verwundeten in unmittelbarer Nähe des Kriegsschauplatzes und erleichtert dadurch den Sanitätsdienst wesentlich, aber zu weit ausgedehnt hat dasselbe wiederum eine Menge von Nachteilen, welche sich schwer vermeiden lassen. Nicht nur werden dadurch viele der zerstreuten Kranken ganz der Kontrolle der Militärbehörden entzogen und kehren daher gar nicht oder nicht zur rechten Zeit zu ihren Truppenteilen zurück; auch die Pflege und namentlich die chirurgische Behandlung der-

selben ist oft in hohem Grade mangelhaft, weil die Zivilärzte, welche dieselbe freiwillig übernehmen, in der Kriegschirurgie nicht selten wenig bewandert sind.

Man hat zwar geltend gemacht, daß in der Regel doch nur die Leichtverwundeten weit transportiert werden, und daß bei diesen es auf die Pflege und Behandlung weit weniger ankomme. Daß dies entschieden nicht richtig sei, lehrt die Erfahrung. Unter den Verwundeten, welche nach der Schlacht von Königgrätz in Eisenbahngüterwagen nach Berlin zc. transportiert worden waren, befand sich eine große Zahl von Schwerverwundeten, gegen deren Transport in Friedenszeiten jeder Arzt den energischesten Protest würde eingelegt haben. Wie aber sollte man im stande sein, eine passende Auswahl unter den Verwundeten zu treffen, in solchen Momenten, wo die Zahl der Aerzte in keiner Weise hinreicht, auch nur alle rechtzeitig zu verbinden!

Es hat ferner die Erfahrung gelehrt, daß die Verwundeten nicht selten auch fern vom Kriegsschauplatze in Lokalitäten untergebracht wurden, welche zur Aufnahme und Pflege derselben nichts weniger als geeignet waren.

In der Anwendung des Pavillonsystems ist übrigens der Zweck, den die Krankenzerstreuung verfolgt, im wesentlichen erreicht, und somit ist durch die amerikanischen Barackenlazarette das System der Zerstreuung mit dem

der Konzentration unter einer zweckmäßigen Oberleitung in der glücklichsten Weise vereinigt.

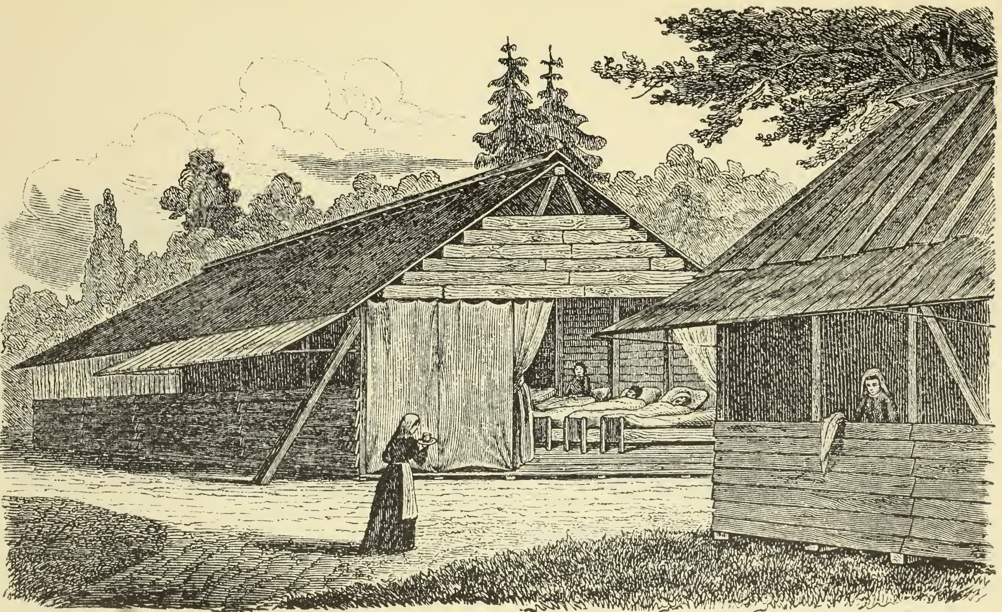
In Deutschland sind im Jahre 1866 nur vereinzelte Versuche gemacht worden, die Erfahrungen der Amerikaner zu verwerten, welche damals aber auch erst wenigen bekannt geworden waren.

Nur in Langensalza und Trautenau, in Dresden, Prag und Wien sind, soviel ich weiß, größere Mengen von Verwundeten in luftigen Baracken untergebracht worden, und überall ist man mit dem Resultat der Behandlung außerordentlich zufrieden gewesen.

Die beiden Abbildungen Figur 4 und Figur 5 stellen Baracken dar, welche im Jahre 1866 benutzt worden sind.

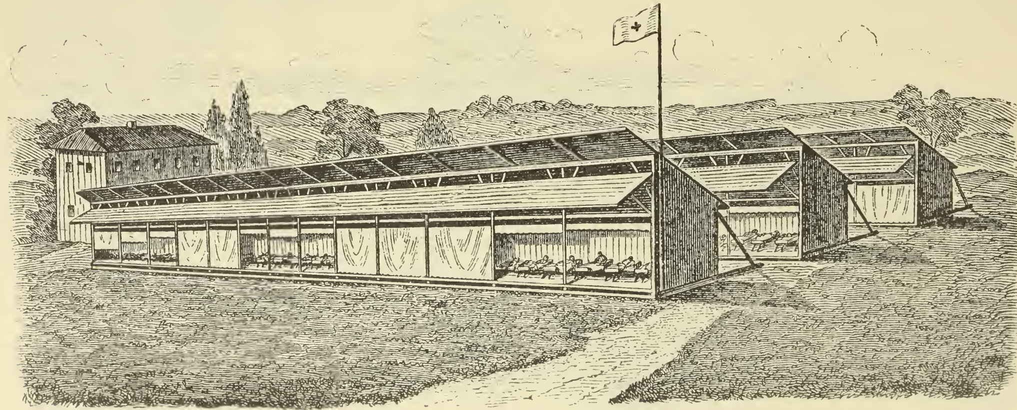
Auf Figur 4 sieht man zwei von den Zeltbaracken, welche nach Angabe des General-Stabsarztes der hannoverschen Armee, Dr. Stromeyer, in einem öffentlichen Garten zu Langensalza wenige Tage nach der Schlacht errichtet wurden. Jede dieser Baracken enthielt 30 Betten und war mit der amerikanischen Dachfirstventilation versehen, hatte aber keine Fenster, deren Anfertigung zu viel Zeit und Geld in Anspruch genommen haben würde. Statt deren war die obere Hälfte der einen Seitenwand ganz offen gelassen und nur mit Vorhängen von Leinwand versehen, welche mittels eiserner Stangen wie Markisen in die Höhe gestellt werden konnten,

Fig. 4.



Stromeyers Zeltbaracken in Langensalza.

Fig. 5.



Zeltbaracken in Trautenau.

herabgelassen aber die Verwundeten gegen Wind und Wetter schützten. Als Sommerlazarette ließen sie kaum etwas zu wünschen übrig.

In ähnlicher Weise hatte man dort bedeckte Kegelbahnen zur Aufstellung von einer Reihe von Betten verwendet, und diese haben als Vorbild gedient für die drei schmalen Baracken, welche in Trautenau unter der Leitung der Professoren Middeldorpf und Volkmann errichtet wurden und (Figur 5) auf diesem Bilde dargestellt sind. Auch hier waren die Verwundeten nur in einer Reihe an der Rückwand der Baracken entlang in sehr einfachen Bettstellen gelagert, während die ganze vordere Wand durch Leinwandvorhänge gebildet wurde, die nach Belieben in die Höhe gezogen werden konnten, so daß die Verwundeten bei gutem Wetter fast ganz in freier Luft lagen. Oberhalb der Vorhänge befanden sich noch breite Oeffnungen für den Austritt der verdorbenen Luft. In einem naheliegenden älteren steinernen Gebäude waren das ärztliche und Wärterpersonal, die Verwaltung und die Küche des Hospitals untergebracht.

Nicht minder gute Resultate als in diesen Baracken wurden von Wilms und Rose in den mehr als luftigen Scheunen erzielt, welche in Libun und andern Dörfern um Königgrätz zur Behandlung der Verwundeten verwendet und von ihnen als die besten von allen Lokalitäten

gerühmt worden sind. Hier befanden sich fingerbreite Spalten zwischen jedem der Bretter, aus welchen die Wände der Scheunen zusammengesetzt waren.

Auch in Berlin wurde im Jahre 1866 von mir der Vorschlag gemacht, ein großes Barackenlazarett nach amerikanischem Muster einzurichten und darin wenigstens einen Teil der zahlreichen Verwundeten, welche in Berlin lagen und täglich noch anlangten, unterzubringen.

Man hatte mir damals die chirurgische Oberleitung über die 41 Lazarette übertragen, deren 4500 Lagerstätten zum größten Teil schon mit Verwundeten und Kranken belegt waren. Unter diesen befanden sich nicht wenige Fälle der schwersten Art, aber die Lazarette gehörten zum größeren Teile zu der Kategorie derjenigen, welche ich früher als Notlazarette bezeichnet habe, und welche, vom Standpunkte der Amerikaner aus, als untauglich zur Heilung der Verwundeten erklärt werden mußten. Daß außerdem bei der ungeheuern Ausdehnung der Stadt und Zerstreuung der Lazarette bis an die verschiedensten Endpunkte derselben an eine auch nur einigermaßen genügende Erfüllung der mir gestellten Aufgabe nicht zu denken war, brauche ich nicht zu erörtern, und ich brachte deshalb am 9. August den Vorschlag ein, auf einem frei und gesund gelegenen Platze in der Nähe

Berlins ein Barackenlazarett von 1000 Betten sofort zu errichten.

Ich hatte dabei den Plan des Hicks General-Hospitals ins Auge gefaßt (Figur 2) und von sachverständigen Männern in Erfahrung gebracht, daß der raschen Ausführung eines solchen Baues keine erheblichen technischen Schwierigkeiten entgegenstehen würden.

Aber ehe er zur Ausführung kam, erfolgte der Friedensschluß, und traten die drohenden Aussichten auf einen Krieg mit Frankreich mehr in den Hintergrund, und so hielt man es nicht mehr für nötig, einen so kostspieligen Bau ins Leben treten zu lassen. —

Aber die Thätigkeit der amerikanischen Sanitätskommission beschränkte sich keineswegs auf die Sorge für die Verwundeten und Kranken der Armee, sondern wendete sich überall hin, wo irgend nur die schrecklichen Konsequenzen des Krieges ihre Hilfe verlangten.

Wenn zu Anfang des Krieges die Schlachtfelder in Amerika vielleicht in noch höherem Grade wie die europäischen der Plünderung wilden Gesindels preisgegeben waren, so traf die Kommission alsbald die umfassendsten Maßregeln, diese Greuel zu verhindern. Sie organisierte eine Polizei der Schlachtfelder, welche sofort von denselben Besitz nahm, sobald die letzten Schüsse gefallen waren.

Ihre Agenten durchstreiften das Terrain, untersuchten jeden Gefallenen, ob noch Leben in ihm sei, suchten von jedem Toten zu erfahren, wer er gewesen, und welche Verwandte er habe, und sorgten schließlich für die Beerdigung aller Toten.

Auf dem Schlachtfelde selbst wurden Bureaux errichtet, in denen man möglichst vollständige Totenregister anfertigte, und zu denen die Eltern und Verwandten der Gefallenen und Verwundeten eilten, um Auskunft und Gewißheit über das Schicksal ihrer Angehörigen zu erhalten.

Aehnliche Auskunftsbureaux waren bei allen Hospitälern von der Kommission errichtet, und die Listen und Register, welche von den Agenten der Kommission geführt und in dem Zentralbureau in Washington zusammengestellt worden, waren vom Staate als gültige Dokumente anerkannt.

Um zu zeigen, wie wohlthätig eine solche Einrichtung sein mußte, erinnere ich nur an die vielen herzzerreißenden Aufforderungen, welche im Jahre 1866 in den Blättern erlassen worden, von Eltern, welche ihre Söhne verloren und niemals Nachricht erhalten, ob sie gefallen oder nur verwundet und gefangen seien.

Zur Unterstützung dieser Bestrebungen diente eine vortreffliche Einrichtung, welche von einer andern Gesell-

schaft, der Christlichen Kommission des Heeres der V. St., getroffen worden war, die im religiösen Sinn wirkte und unendlich viel Gutes stiftete, auf den Schlachtfeldern wie in den Hospitälern die Verwundeten erquickte, tröstete und die Korrespondenz mit den Familien besorgte. Diese Kommission versah jeden ins Feld ziehenden Soldaten mit kleinen Zetteln von Pergamentpapier, auf welchen der Name des Trägers und die Adresse seiner Angehörigen geschrieben war, und welche von den Leuten auf dem Hemde getragen wurden. Dadurch ward den Kommissionären des Schlachtfeldes ihre Arbeit wesentlich erleichtert.

Für die aus den Hospitälern entlassenen Verwundeten und Kranken errichtete die Kommission Herbergen (Asyle, homes), wo für diese aufs beste gesorgt wurde und wo dieselben Unterkunft fanden, bis sie sie auf Eisenbahnen und Dampfschiffen in ihre Heimat befördern konnten. Für solche, die noch rückständigen Sold zu fordern hatten, besorgte sie die nötigen Reklamationen.

Aehnliche Herbergen waren für die Rekruten errichtet, welche zur Armee gingen, und in denen man sie gut verpflegte und für ihre Ausrüstung sorgte.

In gleicher Weise unterstützte die Kommission die Invaliden, die brotlos gewordenen Angehörigen der Verwundeten und Gefallenen, verschaffte den entlassenen

Invaliden angemessene Beschäftigung, künstliche Glieder und ähnliche Apparate.

Von ganz besonderer Wichtigkeit erwies sich endlich die Thätigkeit der Kommission in betreff der Gesundheitspflege für die kämpfenden Truppen.

Nachdem sie durch ihre Agenten sich eine vollständige Uebersicht über den Gesundheitszustand der verschiedenen Armeen verschafft, wurden zunächst Tausende von Schriften an die Soldaten verteilt, durch welche man sie zu belehren suchte, in welcher Weise sie sich vor den schädlichen Einflüssen des Feldlebens möglichst schützen könnten. Vor allem aber versorgte man die Armeen, welche oft unter den ungünstigsten Verhältnissen ihre Operationen ausführen mußten, mit denjenigen Nahrungs- und Heilmitteln, welche den Aerzten der Kommission vorzugsweise zweckmäßig erschienen.

So konnte zum Beispiel die Kommission bei der Armee des General Grant vor Vicksburg und bei der Mississippi-Armee im Jahre 1862 den Ausbruch des Skorbuts, der in dem Krimkriege so viele Opfer gefordert hatte, dadurch verhüten, daß sie dieselben mit kolossalen Sendungen von frischem Gemüse und getrockneten Früchten längere Zeit hindurch versorgte.

Ich will mich nicht länger bei Einzelheiten aufhalten und nur noch bemerken, daß man die Gesamtsumme alles

dessen, was von den Hilfsvereinen gesammelt und von sämtlichen Staaten der Union zur Unterstützung der Truppen ausgegeben worden ist, auf 212 Millionen Dollars berechnet hat.

Wie segensreich und wie großartig die Wirksamkeit der Sanitätskommission im ganzen und im einzelnen gewesen ist, das ist in zahlreichen Schriften der Nachwelt aufbewahrt.

Die interessantesten Dokumente sind aber jedenfalls die drei dicken Bände, welche von allen den Schriftstücken, die von der Kommission während ihrer Thätigkeit veröffentlicht worden sind, ein Exemplar enthalten, unter dem Titel: Documents and Bulletins of the U. S. Sanitary Commission.

Von nicht geringerem Interesse war auch die auf der Pariser Weltausstellung 1867 von dem amerikanischen Zahnarzte Dr. Evans auf eigne Kosten veranstaltete Ausstellung von Proben aller derjenigen Gegenstände, welche von der Sanitätskommission bei der Ausübung ihrer Thätigkeit verwendet worden waren. Eine große Baracke war angefüllt mit Modellen von Krankenwagen und Tragbahren, von Hospitalwaggons und Barackenlazaretten, mit Instrumenten, Bandagen, Abbildungen und Schriftstücken und mit zahllosen Proben von Nahrungs- und Erquickungsmitteln, größtenteils auf die vortrefflichste Weise

kondensiert und konserviert. Ich habe viele Stunden in dieser Baracke zugebracht und mir die Einzelheiten von dem anwesenden Arzte, der den Krieg mitgemacht, erklären lassen, ohne doch alles gesehen zu haben.

Daß in Europa niemals die freiwillige Hilfe in gleicher Ausdehnung in den ganzen Organismus der Armeen würde eingreifen können und dürfen wie in Amerika, wo zu Anfang des Krieges die Zustände ganz ungeordnet waren, das ließ sich mit Sicherheit voraussehen. Um so mehr aber konnte sie ihre Thätigkeit auf diejenigen Punkte konzentrieren, wo sie unentbehrlich ist.

Infolge der von Genf ausgegangenen Anregung entstanden Vereine in den meisten Ländern Europas und namentlich auch im Gebiete des Norddeutschen Bundes, die den Zweck verfolgten, schon im Frieden eine zweckmäßige Organisation zu schaffen.

Das schon im Jahre 1864 in Berlin gegründete Zentralkomitee des Preußischen Vereins zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger blieb, seitdem es mit Korporationsrechten versehen, permanent und bildete den Mittelpunkt der Vereinsthätigkeit für den Norddeutschen Bund.

In fast allen Provinzen des preußischen Staates und in den meisten übrigen Staaten Norddeutschlands bildeten sich Provinzial- und Landesvereine, mit dem Zwecke, in

allen Städten und Kreisen Lokalvereine ins Leben zu rufen und dieselben mit dem Zentralkomitee in eine solche organische Verbindung zu bringen, daß für den Fall eines Krieges ein erfolgreiches und einheitliches Zusammenwirken ermöglicht würde, wenn auch der Kriegsschauplatz in noch so verschiedenen Gegenden sein möge.

Die Probe sollte bald genug gemacht werden.

In dem so schlachtenreichen Feldzuge 1870/71 zeigte sich nun in erfreulicher Weise, daß die traurigen Erfahrungen früherer Kriege nicht verloren gewesen waren.

Als im August 1870 die deutschen Heere gegen Frankreich auszogen, waren sie infolge der von der Militärmedizinalabteilung des Königlich preußischen Kriegsministeriums eingeführten großartigen Verbesserungen mit ärztlichem Personal, Krankentransportmitteln und Sanitätsanstalten so reich ausgestattet wie keine vorher von Deutschen oder andern Staaten ins Feld gestellte Armee.[1])

Auf je 170 Mann der Kopfstärke kam ein Arzt. Zur Leistung der ersten Hilfe im Gefecht verfügte jedes Armeecorps außer den Truppenärzten über drei Sanitätsdetachements, von denen jedes mit 124 Krankenträgern und 6 Transportwagen ausgerüstet war. Zur Auf-

---

[1]) Siehe den Sanitätsbericht über die deutschen Heere 1870/71 Bd. I.

nahme der von den Verbandsplätzen der Sanitäts-detachements eingelieferten Verwundeten hielt jedes Armee-corps 12 Feldlazarette, jedes für 200 Kranke berechnet, in Bereitschaft. Zur Ergänzung respektive zur Ersetzung der Feldlazarette beim Vorrücken der Armeen dienten das Lazarettreservepersonal und die Reservedepots. Das den Truppen selbst beigegebene Sanitätspersonal und -Material sicherte auch in den meisten Fällen dem vereinzelt kämpfenden kleineren Truppenverbande den notwendigen ärztlichen Beistand auf dem Gefechtsfelde.

Durchschnittlich kam in den Schlachten auf 70 Mann Verlust ein Arzt, höchstens (bei Spichern und bei Vionville) 130 auf einen Arzt, freilich immer noch recht hohe Zahlen. Doch erscheint das Verhältnis günstiger, wenn man in Betracht zieht, daß die oben angegebenen Zahlen aus dem Gesamtverlust berechnet sind, der auch die Vermißten und auf der Stelle Getöteten umfaßt. Andrerseits wurden die Aufgaben des Aerztepersonals in den meisten Schlachten dadurch beträchtlich gesteigert, daß ein großer Teil der französischen Verwundeten, weil von ihren Ambulanzen verlassen, auf deutsche Hilfe angewiesen blieb.

Immerhin wurde in allen Fällen erreicht, daß mindestens 24 Stunden nach der Schlacht alle Verwundeten gelagert und versorgt waren. Dies wurde selbst dann erreicht, wenn große Schlachten unmittelbar aufeinander

folgten. Trotz der großen Verluste der Schlacht bei Vionville am 16. August war in der noch verlustreicheren Schlacht bei Gravelotte am 18. August ärztliche Hilfe reichlich und pünktlich zur Stelle.

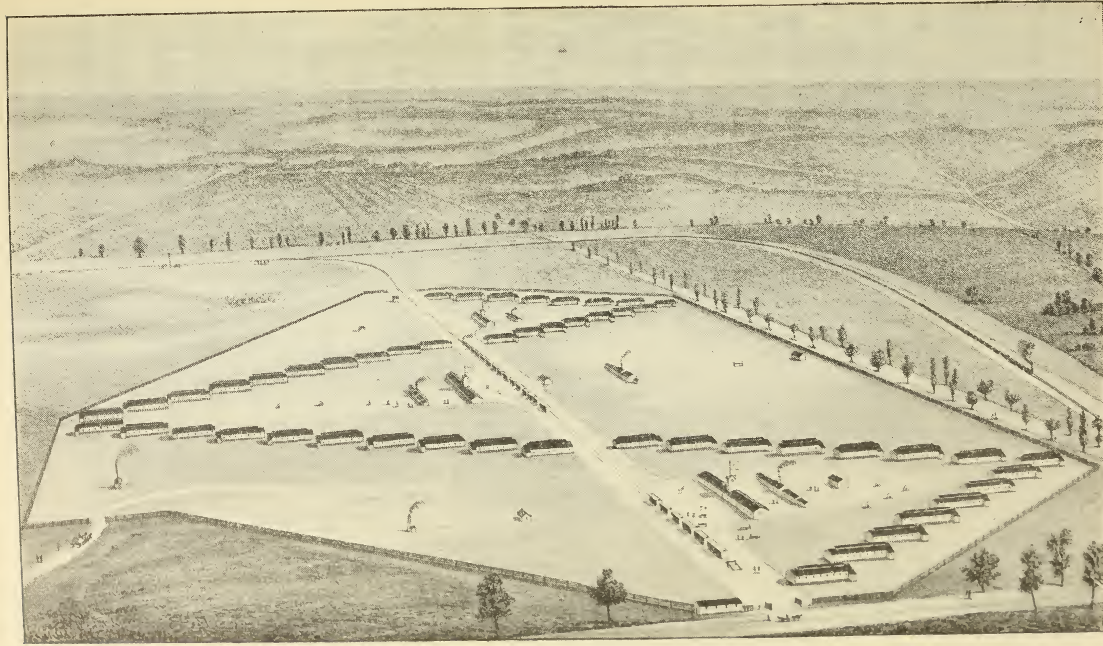
In Deutschland wurden während des Feldzuges an 84 Orten bei 114 Lazaretten 481 Baracken errichtet. Ein großes Barackenlazarett nach amerikanischem Muster stand auf dem Tempelhofer Felde bei Berlin (Fig. 6). Auch auf dem Kriegsschauplatz selbst wurden mehrfach Baracken errichtet.[1])

In großem Maßstabe kam das Krankenzerstreuungssystem zur Verwendung. Im ganzen sind 250 000 Kranke und Verwundete in die Heimat geschafft worden, unter diesen fast 40000 in den sogenannten Sanitätszügen, die gewissermaßen fahrende Lazarette darstellten, und deren im ganzen 36 zur Verfügung standen (Fig. 7 und 8). Nach großen Schlachten gelangten Verwundete in großer Zahl sogleich von den Verbandplätzen aus, ohne vorher in einem Feldlazarett gewesen zu sein, nach den Sammelpunkten der Evakuationstransporte. Namentlich nach den ersten Schlachten fand eine frühzeitige und beträchtliche Krankenzerstreuung statt. Es hat dies vielfach und nicht mit

---

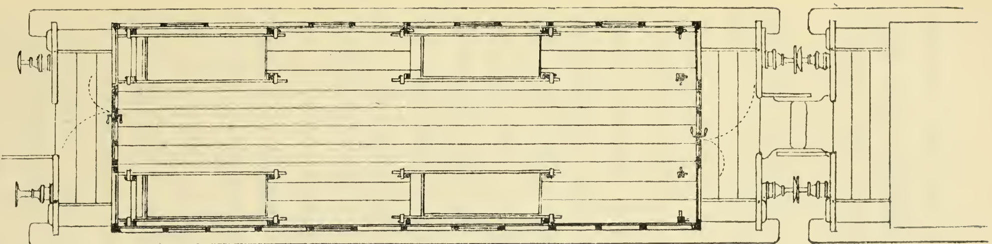
[1]) Siehe Esmarch: Verbandplatz und Feldlazarett. 2. Aufl. Berlin 1871.

Fig. 6.

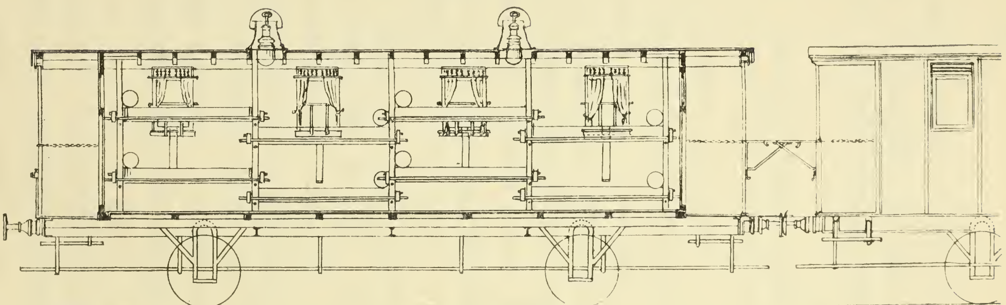


Baracken-Lazarett auf dem Tempelhofer Felde bei Berlin. (Aus: Verbandplatz und Feldlazarett von Esmarch.)

Fig. 7 und 8.



Querdurchschnitt.



Längsdurchschnitt.

Deutscher Eisenbahnwagen vierter Klasse nach Esmarch zum Transport Verwundeter eingerichtet.

Unrecht Tadel erfahren. Doch muß anerkannt werden, daß ohne jene Maßregel in den Schlachten vor Metz die Hilfe vielleicht nicht so ausgiebig zur Stelle gewesen wäre.

Nicht weniger bedeutend und erfreulich sind die Leistungen der freiwilligen Krankenpflege auf dem ihr eingeräumten Gebiete gewesen. 1866 noch hatte sich ihre Hilfe häufig zersplittert. 1870 ist sie, wenigstens zum größten Teil, unter Leitung eines Zentralkomitees, mit bestimmten Instruktionen und im engen Anschluß an das staatlich organisierte Sanitätswesen aufgetreten. Sie beteiligte sich vielfach am Transport der Verwundeten auf dem Schlachtfelde, wo ihre Hilfe oft sehr willkommen war, sie wirkte mit bei der Feststellung der Identität der Gefallenen, bei der Anlage und Instandhaltung der Gräber. Weltliche Pflegerinnen ließen auf dem Gefechtsfelde selbst oder in unmittelbarer Nähe desselben sich die Erquickung und Verpflegung der Verwundeten angelegen sein. Einige sogenannte „freiwillige Sanitätscorps" bildeten eine Art freiwilliger Feldlazarette, richteten nach der Schlacht selbständig Lokalitäten ein und versahen den Dienst daselbst bis zur Evakuation der Verwundeten oder bis zur Ablösung durch staatliches Personal. Das größte Lazarett der freiwilligen Krankenpflege bestand in Weißenburg unter Billroths Leitung. Diese freiwillige Hilfe

war gerade nach den ersten Schlachten von größter Wichtigkeit, weil damals ein Teil der staatlichen Feldlazarette die Armeen noch nicht hatte erreichen können.

Von großer Wichtigkeit war dann die Mitwirkung der freiwilligen Krankenpflege, ihres Aerzte= wie Pfleger= und Pflegerinnenpersonals in den etablierten staatlichen Lazaretten und im Evakuationsdienst.

Da ferner die staatlichen Reservedepots mehrfach nicht zu rechter Zeit angelangt waren, so sind nicht nur Erquickungs= und Genußmittel, welche nicht zum Etat der staatlichen Sanitätsformationen gehörten, sondern auch Lebensmittel, Verbandzeug und andre unentbehrliche Dinge in großem Umfange aus den Depots der freiwilligen Krankenpflege entnommen worden.

Auch die freiwillige Krankenpflege rüstete eine größere Zahl von Sanitätszügen aus.

In der Heimat sorgte die freiwillige Hilfe für Verband= und Erfrischungsstationen auf den Bahnhöfen, beteiligte sich am Verwaltungsdienst in den staatlichen Reservelazaretten, errichtete besondere Vereins= und Privatlazarette und übernahm Rekonvalescenten in Privatpflege.

Nach dem vom Zentralkomitee veröffentlichten Rechenschaftsbericht sind demselben fast 54 Millionen Mark an Geld und Naturalgaben zugeflossen.

Für die außerordentlich großen Leistungen, welche die freiwillige Krankenpflege 1870/71 geleistet, hat Kaiser Wilhelm in einem unter dem 14. März 1871 an die Kaiserin Augusta gerichteten Schreiben Dank und warme Anerkennung ausgesprochen.

Es verdient noch bemerkt zu werden, daß die Französische Hilfsgesellschaft während des Krieges mit dem deutschen Zentralkomitee in beständiger Verbindung blieb und sich bemühte, die guten Dienste, welche seitens der deutschen freiwilligen Krankenpflege den französischen Kranken geleistet wurden, den in französischen Hospitälern befindlichen Deutschen zu vergelten.

Der Krieg von 1870/71 war dann der erste, in welchem der auf den Genfer Oktoberkonferenzen erörterte Plan einer Unterstützung der Krankenpflege bei den kriegführenden Nationen durch neutrale Völker eine Verwirklichung erfuhr. Die in den Jahren 1866 bis 1870 in den meisten europäischen Ländern gebildeten ständigen Hilfsgesellschaften, schweizerische, niederländische, belgische, österreichische, englische, russische, italienische, nordamerikanische Vereine ließen beiden kämpfenden Völkern Geldmittel und andre Unterstützungen zukommen und beteiligten sich an der Pflege der Verwundeten durch Ausrüstung von Lazaretten und Entsendung von Aerzten.

Jedenfalls hat auch der Krieg 1870/71 wieder be-

wiesen, daß Florence Nightingale recht hatte mit ihrem oben angeführten Worte über das Wünschenswerte und selbst Unentbehrliche der freiwilligen Hilfe.

Ueberblickt man die eben geschilderten Veranstaltungen, die Leiden des Krieges zu mildern, so wird niemand den großen Fortschritt gegen früher verkennen.

Doch wollen wir nicht unterlassen, auch der Mängel zu gedenken, die trotz alledem noch hervorgetreten sind.

Es hat sich häufig der Mangel fühlbar gemacht, daß die Krankenträger der Sanitätsdetachements nicht sogleich in der ersten Hilfe und als Pfleger ausgebildet waren.[1])

Bisweilen ferner wäre eine raschere Bergung der Verwundeten erforderlich gewesen. In der Schlacht von Beaugency-Cravant am 8., 9. und 10. Dezember, wo 10—12° R. Kälte herrschte, erlitten nicht wenige Verwundete Frostschäden höheren und geringeren Grades.[2])

Es hat sich dann gezeigt, daß die Organisation der freiwilligen Krankenpflege doch noch nicht genügend zentralisiert, daß sie noch nicht hinreichend dem staatlichen Sanitätsdienst eingegliedert war und daß sie vielfach ungeeignete und ungenügend vorgebildete Elemente entsendet hatte.

---

1) Siehe hierzu: Sanitätsbericht S. 130, 135, 154, 220.

2) Sanitätsbericht S. 210.

Diesem Mangel sucht denn auch die neue Feldsanitätsordnung von 1878 abzuhelfen und die weitere große Entwicklung des Zentralkomitees vom Roten Kreuz und die Thätigkeit der Genossenschaft freiwilliger Krankenpflege, der Samaritervereine und der freiwilligen Sanitätskolonnen.

Ein andrer großer Mangel ist nicht in der mangelhaften Organisation des Sanitätswesens an sich begründet gewesen, sondern darin, daß die Bestimmungen der Genfer Konvention merkwürdigerweise auf französischer Seite nicht genügend bekannt waren oder nicht beachtet wurden. Weder von seiten der französischen Regierung noch seitens der französischen Hilfsgesellschaften war etwas geschehen, um den Inhalt der Konvention zu popularisieren, während das deutsche Zentralkomitee bei Ausbruch des Krieges den Text der Konvention und eine kurz-verständliche Erläuterung ihres Sinnes in 80000 Exemplaren drucken und in der Armee und der Bevölkerung verbreiten ließ.[1])

Die französischen Militärärzte unterließen das Aufhissen der Neutralitätsflagge und das Anlegen der Binde mit dem roten Kreuz. Damit in Uebereinstimmung zogen sich die französischen Ambulanzen und Aerzte nach der Schlacht fast regelmäßig zurück und überließen die fran-

---

[1]) Sanitätsbericht S. 429.

zösischen Verwundeten den deutschen Aerzten, während doch die Genfer Konvention gerade hatte ermöglichen sollen, daß sie, vollkommen neutral, bei ihren Verwundeten bleiben konnten. Es liegt aber auf der Hand, daß die noch so reichlich bemessenen Sanitätsformationen einer Armee sich unzureichend erweisen müssen, wenn sie nach einer großen Schlacht auch die Verwundeten der andern mitversorgen sollen.

In der späteren Periode des Krieges, als er einen immer erbitterteren Charakter annahm, fehlte es auch nicht an offenen Feindseligkeiten gegen deutsche Aerzte und Verwundete. Aerzte und Pfleger wurden ihres Privateigentums beraubt und gemißhandelt. Auf dem südwestlichen Kriegsschauplatz wurden wiederholt deutsche Aerzte und Hilfspersonal mit den Kranken als Kriegsgefangene weggeführt und dadurch wochenlang ihren Aufgaben entzogen.[1])

In den seit dem großen Kriege verflossenen achtundzwanzig Jahren haben die Bemühungen, den Kampf gegen die Schrecken des Krieges immer besser vorzubereiten, nicht geruht. Das deutsche Kriegssanitätswesen ist, namentlich auch durch die Initiative des jetzigen Generalstabsarztes der Armee, immer zweckmäßiger und umfassender ausgestaltet worden.

---

[1]) Siehe Sanitätsbericht Seite 216.

Die Ausbildung der Aerzte ist verbessert, das der Verwundeten- und Krankenpflege dienende Material den Grundsätzen der Antiseptik und Aseptik gemäß völlig verändert.

Die Zahl der Krankenträger der Sanitätsdetachements ist um die Hälfte vermehrt und durch Pflegepersonal ergänzt. Die Sanitätswagen haben eine Vermehrung und ihre Einrichtung mannigfache Verbesserungen erfahren. Die Erfindung der transportabeln Baracke wird künftig ermöglichen, überall auf dem Kriegsschauplatz, auch wo Baumaterial und technische Hilfskräfte fehlen, die Verwundeten in Baracken unterzubringen. Nicht zum mindesten verdankt man dies letztere der Kaiserin Augusta, die durch Stiftung von Preisen unermüdlich zur Lösung jener wichtigen Aufgabe angeregt hat.

Der freiwilligen Krankenpflege ist eine wichtige Rolle in dem Organisationsplane des Kriegssanitätsdienstes eingeräumt. Zwar auf dem Schlachtfelde selbst soll sie nur ausnahmsweise zur Verwendung kommen, wenn die staatlichen Kräfte nicht ausreichen. Aber auf allen übrigen Gebieten ist sie als notwendiger, ergänzender Faktor nunmehr anerkannt, gemäß dem Ausspruch aus hohem Munde:[1]) „Den Abstand, um welchen das staatlich

[1]) Siehe Criegern S. 6.

Erreichbare hinter den berechtigten Forderungen der Menschenliebe zurückbleibt, vermag nur die freiwillige Krankenpflege auszufüllen."

Um aber die freiwillige Hilfe zu einer solchen Mitwirkung zu befähigen, ist festgesetzt, daß nur bestimmte Korporationen zur Unterstützung im Kriegsfall berechtigt sind, nämlich nur die Vereine vom Roten Kreuz und die mit ihnen verbündeten Landesvereine, sowie die Ritterorden, und außerdem, daß nur geschultes Hilfspersonal verwandt werden darf. Die Hauptaufgaben jener Korporationen im Frieden sind demgemäß: Ausbildung eines tüchtigen Pflegepersonals, namentlich auch männlicher Krankenpfleger, und Sammlung aller zur Krankenpflege notwendigen Gegenstände in großen Depots, welche beständig ergänzt und vervollständigt werden müssen. Mit der Mobilmachung wird die freiwillige Krankenpflege dem Rahmen der staatlichen Einrichtungen eingefügt und erhält eine einheitliche Leitung. Sie verfügt über einen bis ins einzelne ausgearbeiteten Mobilmachungsplan, um ohne Aufenthalt mit dem ersten Mobilmachungstage ihre Thätigkeit beginnen zu können.

Vielfach ist die immer mehr an Ausdehnung gewinnende Samariterbewegung eine Verbindung mit jenen Bestrebungen der freiwilligen Hilfe eingegangen, in dem richtigen Gedanken, daß für ein thatkräftiges Helfen im

Kriege Uebung im Frieden bei Not- und Unglücksfällen nur von Vorteil sein könne.

Wie bei uns so sind auch in den andern Kulturländern die Einrichtungen des Kriegssanitätsdienstes mannigfach verbessert und den humanen Anforderungen unsrer Zeit entsprechend mehr und mehr umgestaltet worden. Doch würde mich das einzelne hier zu weit führen.

*

Seit dem Kriege 1870/71 sind allein im russisch-türkischen Krieg 1877 größere Schlachten mit zahlreichen Verwundeten vorgekommen. Man hat diesen Krieg in Bezug auf die Art der Kriegsführung einen altmodischen genannt. Er war es auch in Bezug auf das Sanitätswesen. Denn er führte uns die aus früherer Zeit so wohlbekannten Schreckensscenen wieder vor Augen, was allerdings zum großen Teil durch die schlechten Wege und die mangelhaften Verkehrsmittel in dem halbbarbarischen Lande verursacht wurde. Wir hören, daß in der Schlacht bei Plewna die Sanitätsanstalten bei weitem nicht ausreichten, daß unzählige Verwundete tagelang ohne Verband und ohne Nahrung blieben, daß sie, wenn es regnete, förmlich in Schmutz und Wasser schwammen. Wir hören von tagelang währenden Transporten Verwundeter auf grundlosen Wegen und Fuhrwerken primitivster Art.

Wir lesen, daß man die Verwundeten, weil keine Betten vorhanden waren, auf den malariaschwangeren Boden der Steppe lagerte.

Aber eine äußerst wichtige Thatsache hat v. Bergmann, in jenem Feldzuge als Chirurg in der ersten Linie thätig, konstatieren können und in einer berühmt gewordenen Arbeit[1]) veröffentlicht: die günstigen Resultate des früh angelegten abschließenden Verbandes. Selbst die gefürchteten Kniegelenkschüsse zeigten unter den ungünstigsten äußeren Verhältnissen einen ausnahmsweise hohen Prozentsatz von Heilungen, wenn nur bald nach der Verwundung die Wunde durch aufgepackte Verbandwatte geschlossen und das Bein durch einen Gipsverband unbeweglich gestellt war. Aehnliche Erfahrungen konnte bald darauf Reyher[2]) im serbischen Kriege machen: sogar eingedrungene Tuchfetzen heilten reaktionslos ein, wenn das Knie frühzeitig, wie oben angegeben, verbunden war.

*

Die Freunde der Humanität haben allen Grund, von frischer Zuversicht erfüllt zu sein in diesem Augenblick,

---

1) Ernst v. Bergmann: Die Behandlung der Schußwunden des Kniegelenkes im Kriege. Stuttgart 1878.

2) Karl Reyher. Die antiseptische Wundbehandlung in der Kriegschirurgie, in Volkmanns Sammlung klinischer Vorträge. Nr. 141—143. Leipzig 1878.

wo der Alleinherrscher des gewaltigen russischen Reiches sich selbst an die Spitze der Friedensbewegung gestellt hat. Sie mögen sich der Hoffnung hingeben, daß „die Kriegsgefahr, die bisher durch die gegenseitige Furcht abgewendet wurde, künftighin die Humanität als entschlossene Gegnerin auf ihrem Wege finden wird" (N. Fr. Presse, 25. 1. 1899).

Und doch, wer kann wissen, wie bald die Leidenschaften über alle andern Erwägungen triumphieren, wie bald irgendwo in Europa oder in Asien, in Afrika oder Amerika die Gelegenheitsursache gegeben ist für den Ausbruch eines erbitterten, opferreichen Krieges!

Und wenn das Gefürchtete eintreten sollte, wenn die europäischen Riesenheere, mit den aufs höchste vervollkommneten Mordwerkzeugen bewaffnet, aufeinander losstürmen,[1]) dann werden sich Aerzte und Hilfspersonal ungeheuern Anforderungen gegenüber sehen.

Dürfen wir nun annehmen, daß die Aufgabe, die der humane Sinn der Zeitgenossen sich gestellt hat, gelöst ist, daß wir hinreichend gerüstet sind, um den Schrecken eines künftigen großen Krieges zu begegnen?

Ich glaube, als Arzt, vor allem folgende Forderungen im Namen der Humanität stellen zu müssen:

---

[1]) Siehe Johann v. Bloch: Der Krieg. Berlin 1899.

1. Es ist durch internationale Vereinbarung festzusetzen, daß die Geschosse der modernen kleinkalibrigen Gewehre mit hoher Anfangsgeschwindigkeit nur Mantelgeschosse sein dürfen, keine Bleispitzgeschosse (sogenannte Dum Dum-Geschosse). Ueber diesen Punkt habe ich mich im letzten Januarheft der Deutschen Revue so ausführlich geäußert, daß ich nichts hinzuzufügen habe. Aehnliche Abmachungen müßten platzgreifen, sowie künftig andre unnötig grausame Waffen oder Geschosse auftauchen sollten.
2. Jeder Soldat muß ein zweckmäßiges Verbandpaket bei sich tragen. Das deutsche Notverbandzeug besteht nach meinem Vorschlage aus einer 5 Meter langen Sublimatmullbinde und 2 Stück Sublimatmullkompressen mit einer Sicherheitsnadel. Leider hat man sich nicht entschließen können, auch ein dreieckiges Tuch hinzuzufügen. Und doch giebt es kein Stück, mit welchem sich in so mannigfaltiger Weise passende Verbände anlegen und Ruhigstellungen von Gliedern erreichen ließen.[1]) Ich möchte die Mitgabe des dreieckigen Tuches für sehr wünschenswert erklären.

---

[1]) v. Esmarch: Der erste Verband auf dem Schlachtfelde.

3. Im Anschluß an die letzterwähnte Forderung ist zu verlangen, daß jeder Krankenträger, aber auch jeder Soldat in der Leistung der ersten Hilfe schon im Frieden unterwiesen werde. In der deutschen Armee sind es einstweilen außer den Offizieren nur die Krankenträger. Diesen ist es denn auch in bestimmten Fällen gestattet, den Verwundeten zu verbinden, wenn ein Arzt nicht gleich zur Stelle ist. Aber wie oft wird es sich künftig, bei der zu erwartenden großen Zahl der Verwundeten, bei dem verheerenden, auch das Sanitätspersonal der ersten Linie mitnehmenden Schnellfeuer, ereignen, daß weder ein Arzt noch ein Krankenträger zur Stelle ist, um zum Beispiel einen Verwundeten vor der Verblutung zu bewahren! Warum also die Soldaten nicht unterweisen, in Notfällen sich selbst und untereinander zu helfen?

Wir verfügen doch nachgerade über eine stattliche Reihe von Fällen, wo Samariterhilfe bei Unglücksfällen lebensrettend gewesen ist.

Ich habe ferner schon 1879 [1]) auf die günstigen Resultate Bergmanns und Reyhers bei Gelenk-

[1]) Verhandlungen der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie. Achter Kongreß. 1879. Esmarch: Ueber Antiseptik auf dem Schlachtfelde I. 47 und II. 33.

schüssen hingewiesen und betont, wie wichtig es sei, daß der Soldat im stande sei, bei Abwesenheit ärztlicher Hilfe, sich selbst oder andern einen sauberen, die äußere Wunde abschließenden provisorischen Verband anzulegen. Ich muß an dieser Anschauung festhalten.

Daß die Zahl der Verwundeten in einem künftigen Kriege sehr groß sein wird, steht fest. Wahrscheinlich wird es also nicht möglich sein, die Verwundeten früher zu bergen als 1870/71, wo doch durchschnittlich immer erst innerhalb 24 Stunden die Bergung vollendet war. Denn es kommt noch hinzu, daß die Verbandplätze wegen der weittragenden Feuerwaffen oft erst 2000—3000 Meter hinter der Feuerlinie werden angelegt werden können. Welchen Schädlichkeiten ist aber die Wunde eines auf dem Schlachtfelde liegenden Verwundeten innerhalb 24 Stunden ausgesetzt!

Auch das sei wieder hervorgehoben, daß die Wunden der Mantelgeschosse der neuen Gewehre keineswegs grausamer sind als die der früheren Geschosse, sondern von günstigerer Beschaffenheit und günstigerer Aussicht auf Heilung. Nicht so sehr die Wunden an sich werden künftig den Verwundeten gefährden, sondern die Wundkrankheiten, die aber,

wie wir wissen, durch einen frühzeitigen, zweckmäßigen Verband verhütet werden können.

4. Es hat sich 1870/71, wie oben erwähnt, gezeigt, daß einer internationalen Abmachung von solcher Tragweite wie die Genfer Konvention die Durchführung noch nicht einfach gesichert ist dadurch, daß die beteiligten Mächte dieselbe anerkennen. Seitdem sind beinahe dreißig Jahre vergangen, und wir dürfen hoffen, daß wenigstens die Aerzte künftig, dem Sinne der Konvention entsprechend, unter allen Umständen bei ihren Verwundeten bleiben und nicht wieder, wie im deutsch-französischen Kriege, die Verwundeten des geschlagenen Heeres größtenteils von den Ambulanzen des siegreichen mit versorgt werden müssen, wodurch natürlicherweise, trotz der besten Vorbereitungen, ein Notstand entstehen wird.

Dagegen wird es nicht überflüssig sein, zu fordern, daß Offiziere und Soldaten über die Bedeutung der Genfer Konvention ausreichend unterrichtet werden, und zwar schon in Friedenszeiten. Auch die übrige Bevölkerung müßte, namentlich zu Beginn des Krieges, darüber aufgeklärt werden, daß die Verwundeten und die mit dem roten Kreuz bezeichneten Personen für unverletzlich zu erachten sind, wie dies im Jahre 1870 von seiten des

deutschen Zentralkomitees der freiwilligen Kranken-pflege geschehen ist.

Endlich wäre wohl auch der Vorschlag Henry Dunants[1]) zu berücksichtigen, daß allen Staaten die Verpflichtung auferlegt würde, je nach dem Verhältnis ihrer Truppenzahl eine entsprechende Zahl von Aerzten, Pflegern, Lazaretten, Betten rc. ins Feld zu stellen.

---

1) Henry Dunant: Der Vorschlag Seiner Majestät des Kaisers Nikolaus II. „Deutsche Revue", Februar 1899.

Anhang.

Der Samariter auf dem Schlachtfelde.

In meinem Vortrage über: „Die antiseptische Wundbehandlung in der Kriegschirurgie", den ich am 19. April 1876 auf dem fünften Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie hielt, habe ich die Forderung ausgesprochen, daß die antiseptische Wundbehandlung nicht nur in den Kriegslazaretten herrschen, sondern daß auch auf dem Schlachtfelde wie auf den Verbandplätzen das Prinzip der Antiseptik maßgebend für das Handeln der Aerzte sein müsse.

Nach dem Hauptgrundsatz der Heilkunde: Nur nicht schaden! müsse jede Untersuchung der frischen Wunden mit nicht reinen Fingern unterlassen werden und dürfe auch bei Anlegung des ersten Verbandes nichts Unreines mit der Wunde in Berührung kommen, keine unreinen Verbandstoffe, kein unreines Wasser, keine unreinen Schwämme.

Ich schlug damals vor, den Aerzten und Krankenträgern antiseptische Ballen, Kugeln von Salicyljute in Salicylgaze eingebunden (Tupfer nach Thiersch), mitzugeben, habe aber in späteren Mitteilungen, den Fortschritten der Antiseptik folgend, andre Mittel vorgeschlagen, zuletzt die Sublimatmullkompressen, welche dann von unserm Kriegsministerium angenommen wurden.

Immer aber habe ich darauf gedrungen, daß diesen Verbandstücken ein dreieckiges Tuch hinzugefügt werde, und daß nicht nur die Krankenträger und Sanitätsmannschaften, sondern wo möglich auch alle Soldaten im Frieden in der Anwendung desselben und in der Anlegung des ersten Verbandes geübt werden mögen.

Daß dies nicht möglich sei, kann ich nicht zugeben.

Die Erfolge, welche wir nachgerade in der ganzen Welt mit dem Samariterunterricht erzielen, sprechen lauter als das Gerede voreingenommener Gegner.

Vielleicht lassen solche sich davon überzeugen, wenn sie die folgende kleine Erzählung lesen, die den Nutzen des ersten Verbandes auf dem Schlachtfelde veranschaulichen soll.

Im Kneipzimmer des Kriegervereins zu K. saßen eines Abends mehrere Kampfgenossen zusammen und plauderten über ihre Erlebnisse im letzten Kriege.

Einer der Kampfgenossen bemerkte: es hätten die Verwundeten damals oft viele Stunden ohne Verband auf dem Schlachtfelde liegen müssen, ehe die Krankenträger gekommen wären und sie zum Verbandplatz geschafft hätten, trotz aller Vorkehrungen; die Verwundeten seien eben zu zahlreich gewesen. Und doch sei es, wie er wiederholt in den Zeitungen gelesen habe, von größter Wichtigkeit, daß eine frische Wunde möglichst bald einen schützenden Verband erhalte. Ob man nicht künftig nicht nur jeden Krankenträger, sondern auch jeden Soldaten in der Leistung der ersten Hilfe unterrichten könne. Die jetzt überall gelehrte Samariterhilfe habe doch so schöne Erfolge zu verzeichnen, wie jetzt allgemein zugegeben werde und wie er aus eigner Erfahrung bestätigen könne.

Dagegen protestierte ein alter Arzt mit großer Entschiedenheit. Er war als junger Arzt in den schleswig-holsteinischen Feldzügen von 1848—50 mit thätig gewesen und erklärte den ersten Verband auf dem Schlachtfelde, von Nichtärzten angelegt, für ganz nutzlos, ja für sehr gefährlich.

Die Krankenträger hätten nur dafür zu sorgen, daß die Verwundeten möglichst schnell nach den Verbandplätzen hinkämen. Hier müßten die Aerzte alle Wunden gleich mit den Fingern oder mit Sonden untersuchen,

um zu entscheiden, ob noch Kugeln in der Wunde steckten und wie Knochen und Gelenke verletzt und ob Körperhöhlen (Brust, Unterleib, Schädel) eröffnet seien. Diese Untersuchungen seien zu Anfang wenig oder gar nicht schmerzhaft. Der Befund müsse auf den Diagnosentäfelchen bemerkt werden, und dann erst wäre der Verband anzulegen oder eine durchaus notwendige Operation vorzunehmen. Eine antiseptische oder gar aseptische Wundbehandlung sei auf dem Schlachtfelde ganz unmöglich.

Dagegen erhob sich einer der Mitkämpfer aus dem letzten Kriege, indem er folgendes erzählte:

Am Abend der großen Schlacht bei V. lag ich mit drei Kameraden an dem abhängigen Rande eines großen Waldes, wo unser rechter Flügel tagsüber ein blutiges Gefecht mit feindlichen Truppen jeder Art gehabt hatte.

Ich hatte einen Schuß quer durch das Knie erhalten, war gleich zusammengestürzt und konnte das Bein nicht rühren, ohne große Schmerzen zu empfinden.

Neben mir lag ein Husar, der einen Säbelhieb über die Stirn hatte, welcher stark blutete.

Das Blut war ihm über die Augen und das ganze Gesicht gelaufen, und er jammerte laut, daß er nicht mehr sehen könne.

Auf der andern Seite lag ein junger Jäger, der durch die Brust geschossen war. Die Kugel war vorne rechts

hinein und hinten rechts heraus gedrungen und mußte wohl die Lunge durchbohrt haben.

Die Blutung war gering, aber er warf hustend Blut aus, wenn er sprechen wollte und klagte, er müsse sterben.

Weiter unten saß ein Bekannter von mir, ein junger Student der Theologie, der, wie ich wußte, im vorigen Semester sehr eifrig an einem Kursus in der Genossenschaft freiwilliger Krankenpfleger teilgenommen hatte und jetzt als Offiziersaspirant eingetreten war.

Von einer in seiner Nähe geplatzten Granate hatte ihn ein großes Stück an der Hüfte gestreift und ihn zu Boden geworfen, ohne jedoch die Haut verletzt zu haben.

Das Gefecht hatte sich allmählig durch den Wald immer weiter nach links gezogen, die Schüsse fielen immer seltener und hörten schließlich ganz auf.

Wir hofften, daß noch vor Einbruch der Nacht ärztliche Hilfe oder wenigstens Krankenträger kommen würden, aber vergebens.

Wir riefen wiederholt um Hilfe, aber niemand hörte uns, man hatte uns vergessen, und wir klagten alle über die Aussicht, die Nacht hier liegen bleiben zu müssen, ohne daß unsre Wunden verbunden würden.

Da raffte sich der junge Theologe, der unter uns lag, mit großer Mühe auf, kroch halb auf Händen

und Füßen zu uns herauf, fragte uns, wie wir verwundet seien und erklärte, er wolle uns verbinden, wenn er dazu im stande wäre.

Zunächst möchten wir ihm sagen, ob wir alle unsre Verbandpäckchen bei uns hätten.

In der That hatten wir alle vier unsre Verbandpäckchen, welche sich in dem Schoß unsrer Waffenröcke eingenäht befanden und von dem jungen Mann mit einem Taschenmesser herausgeschnitten wurden.

Er wandte sich zunächst an den Husaren mit der Kopfwunde, dessen Gesicht und Augen mit Blut bedeckt waren. Er versuchte, es mit dem dreieckigen Tuch abzuwischen, aber das gelang nicht, weil es fest angetrocknet war. Nirgends war Wasser zu sehen.

Mittlerweile war aber der Abendtau gefallen und hatte die hohen Gräser des Waldes so benetzt, daß sich durch Hin- und Herziehen das Tuch ganz naß machen ließ. Damit wurden nun die Blutkrusten erweicht und abgewischt, so daß der Verwundete die Augen wieder öffnen konnte, wofür er mit lauter Stimme seinem Helfer dankte. Derselbe drückte dann mit dem in dem Verbandpäckchen enthaltenen antiseptischen Gazebäuschchen die Ränder der klaffenden Stirnwunde zusammen und befestigte die letzteren darauf durch einen regelrecht angelegten Stirnverband mit dem dreieckigen Tuch.

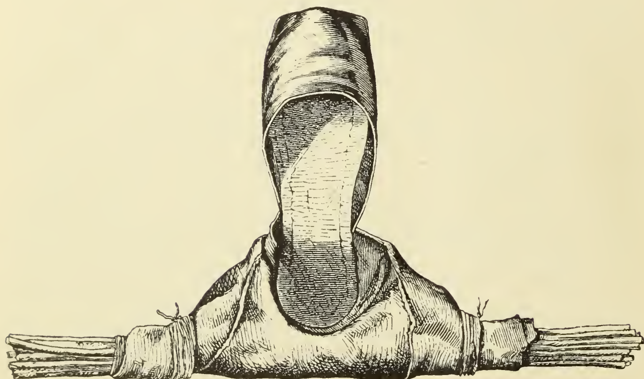
Darauf kam er zu mir, um meine Wunde zu untersuchen und zu verbinden. Zuerst fragte er mich, ob ich glaube, daß der Knochen verletzt sei. Ich sagte, daß ich das allerdings meine, da mich die Kugel umgeworfen habe. Wenn es aber sein müsse, möge er doch mit seinem Finger die Wunde untersuchen. Er antwortete, er werde sich wohl hüten, mit seinen schmutzigen Fingern die Wunden zu berühren, weil er aus dem Samariterunterricht wisse, daß das einer der größten Fehler sei, die man begehen könne. Er wolle nur einen Verband zum Schutz der Wunden anlegen. Er schnitt deshalb sofort mit seinem Taschenmesser die Hose von unten bis oben auf, wischte, so gut es ging, das Blut aus der ferneren Umgebung von Ober- und Unterschenkel ab, ließ aber das geronnene Blut auf beiden Wunden sitzen, bedeckte jede mit einem der beiden antiseptischen Gazebäuschchen und befestigte diese mit dem regelrecht angelegten dreieckigen Tuch.

Er riet mir dann, falls Krankenträger mit Tragbahre kämen, um mich fortzutragen, um keinen Preis zu dulden, daß das verletzte Knie bewegt werde. Es müsse jedenfalls, ehe ich auf die Bahre gehoben würde, zuvor entweder durch Anbinden an das andre Bein oder an mein Seitengewehr und dessen Scheide, welches neben mir lag, unbeweglich gemacht werden. Letzteres geschah auch nachher,

und so konnte ich ohne Schmerzen ins Feldlazarett getragen werden.

Einstweilen fehle es ihm an weiteren Tüchern, um schon jetzt das Bein festzubinden.

Fig. 9.



Aufgeschnittener Stiefel als Fußlade.

Doch machte er noch aus meinem vorne der Länge nach aufgeschnittenen Stiefel, dessen Schaft er um ein Zweigbündel wickelte, eine Fußlade (Fig. 9), welche dazu dienen sollte, beim Transport das Schwanken des Fußes nach den Seiten hin zu verhüten.

Er ging dann zu dem jungen Jäger, der durch die Brust geschossen war, schnitt ihm Rock, Weste und Hemd auf und fand zunächst vorne auf der rechten Brust ein

kleines rundes Loch, aus welchem beim Atmen und Husten etwas schaumiges Blut hervordrang. Ohne dasselbe zu berühren, drückte er eins der antiseptischen Gazebäuschchen auf die Wunde, zog dann auch die Kleider hinten so weit in die Höhe, daß er die eben so kleine hintere Ausgangsöffnung zu Gesicht bekam, die er dann mit dem zweiten Bäuschchen ebenso bedeckte. Er zog dann die Kleider wieder straff über beide Bäuschchen herüber, knöpfte Weste und Rock zu und fixierte nun das Ganze, so gut es gehen wollte, mit dem dreieckigen Tuch (Fig. 10).

Fig. 10.



Eben wollte sich mein junger Freund neben uns hinstrecken, um von seiner Anstrengung auszuruhen, als wir ganz nahe bei uns hinter einem dichten Gebüsch noch ein leises Jammern hörten. Er raffte sich wieder auf und fand dort noch einen Verwundeten, einen kräftigen Unteroffizier, der totenbleich aussah und nur noch leise flüstern konnte. Er hatte eine Zerschmetterung des rechten

Fig. 11.



Der Samariter auf dem Schlachtfelde.

Unterschenkels durch einen Granatsplitter erlitten und infolge desselben viel Blut verloren, welches in Gestalt einer roten Lache um ihn den Boden bedeckte. Offenbar hatte er lange in Ohnmacht gelegen, wodurch die Blutung zum Stehen gekommen war.

Sofort riß unser junger Helfer seinen Rock und Weste ab und zog die elastischen Tragbänder (Esmarchs Hosenträger), welche seine Beinkleider trugen, hervor.

Dann schnitt er rasch das Beinkleid bis zur Schenkelbeuge hinauf, streifte es zurück und legte nun oberhalb des Kniegelenks den elastischen Gurt, von dem er vorher die drei knopflochtragenden Riemen abgestreift hatte, regelrecht unter möglichst starker Dehnung so an, daß auch kein Tröpfchen Blut mehr durch die zerrissenen Blutgefäße hervordringen konnte. Dann öffnete er das Verbandpäckchen des Verwundeten, nahm aus demselben die beiden Gazebäuschchen, entfaltete sie und bedeckte damit die ganze große zerrissene Wunde und befestigte die Gaze mit dem dreieckigen Tuch. Schon anfangs hatte er ihn, der bisher aufrecht gegen einen Baumstamm gesessen hatte, horizontal gelagert.

Der arme Verwundete dankte mit schwacher Stimme, fiel aber bald wieder in seine Ohnmacht zurück.

Mittlerweile war die Nacht hereingebrochen, aber der

Mond schien hell, und wir hofften alle, daß uns die Krankenträger doch noch finden würden.

Diese Hoffnung wurde endlich auch erfüllt. Gegen Mitternacht hörten wir einen Hund im Walde bellen, wir schrieen alle laut nach Hilfe, und bald stellte sich der Hund bei uns ein, ein schöner schottischer Schäferhund, offenbar ein Sanitätshund [1]), denn er bellte laut, als er uns sah, als ob er ein gefallenes Wild verbellte. Ihm folgten bald mehrere Krankenträger mit Tragbahren und hell-leuchtenden Laternen.

Rasch waren wir alle aufgeladen und wurden mit der größten Vorsicht in das recht weit entfernte Feld-

---

1) Anmerkung: Deutscher Verein für Sanitätshunde. Sitz Köln. I. Vorsitzender, J. Bungartz, Tiermaler. Jahresbericht für 1898 mit Illustrationen. Vortrag des I. Vorsitzenden Tiermaler J. Bungartz: Unsre Hunde und ihre Arbeit, worin folgende Worte des Herrn Generals von Herget angeführt werden: „So groß auch die Fortschritte des Sanitätswesens sind, können die Errungenschaften dem Verwundeten doch erst dann nützen, wenn er vorher gefunden, und daß dieses Auffinden bei der heutigen Kriegsführung — Nachtgefechte — durch die furchtbare Waffenwirkung, welche gegen früher mehr das Benutzen von Deckung gebietet, für die Sanitätsdetachements äußerst erschwert und in sehr vielen Fällen absolut unmöglich sein wird. Diese Hilfe kann aber nur und wird sicher der Sanitätshund bringen!“

lazarett getragen. Dort wurde mir der erste Verband nicht abgenommen, als die Aerzte, welche vollauf mit andern zu thun hatten, erfuhren, daß ich weder Schmerzen noch Fieber hatte. Man legte mir nur nach einigen Tagen einen festen Gipsverband an und transportierte mich mit vielen andern leichter Verwundeten auf dem Lazarett-Eisenbahnzuge ins Vaterland zurück. Erst in einem heimischen Kriegslazarett wurde der Verband entfernt, und da meine beiden Wunden fast gar nicht geeitert hatten und nahezu geschlossen waren, wurde mir ein ganz leichter Verband wieder angelegt und ich in die Heimat zu den Meinigen entlassen. Sehr bald waren die Wunden ganz vernarbt, und ich habe nur eine geringe Behinderung in der Beweglichkeit des Knies zurückbehalten.

Alle Aerzte, die mich sahen, versicherten mich, daß ich höchst wahrscheinlich das Bein hätte verlieren müssen und vielleicht gar das Leben, wenn ich nicht gleich auf dem Schlachtfelde so zweckmäßig wäre verbunden worden.

Auch die andern sind alle mit dem Leben davongekommen, wenn auch erst nach längerem Krankenlager. Dem armen Unteroffizier hatte man gleich nach seiner Ankunft im Lazarett das Bein über dem Knie abgenommen, ohne daß er dabei noch weiter Blut verloren hatte.

Der Husar war bald wieder ganz hergestellt und ist noch vor Beendigung des Krieges zu seinem Regimente

zurückgekehrt. Er ist sehr stolz auf die mächtige Narbe, welche seine Stirn, und auf das eiserne Kreuz, welches seine Brust ziert, weil er sich noch später durch Tapferkeit bei einem Reitergefecht hervorgethan hat.

Auch der durch die Brust geschossene Jäger ist schließlich gesund in seine Heimat zurückgekehrt, wenn auch erst nach langem Aufenthalt im Hospital.

Sie können sich denken, meine Herren, so schloß der Erzähler, wie dankbar wir vier bis auf den heutigen Tag dem wackeren Theologen sind, der uns so umsichtig und geschickt verbunden, unsre Schmerzen gelindert und vielleicht uns allen das Leben gerettet hat. Es scheint mir in der That von größtem Werte, daß auch jeder Soldat künftig mit der Leistung der ersten Hilfe vertraut ist.

Lebhaft stimmten die Anwesenden zu.

Nur der alte Arzt versuchte noch einige Einwendungen. Das sei doch nur ein Ausnahmefall. Und wer stehe dafür, daß die Laien immer so geschickt verführen.

Es half ihm aber nichts. Der Nutzen der Samariterhilfe auf dem Schlachtfelde war durch die schlichte Erzählung des Kampfgenossen zu deutlich dargethan worden.



